LESEPROBEN

Liebesromane · Teil 2

Eigenständige Liebesgeschichten. Jede für sich ein ganzes Gefühl.

Alles Liebe, deine Andrea

Siebzehn Jahre & LIVIA

Siebzehn Jahre. Ohne mich. Mit dir. 3

LIVIA. Wofür mein Herz schlägt 27

Einer dieser Sommer

1974. Einer dieser Sommer. 49

1984. Einer dieser Sommer. 74

Einzelromane

ANNA. This is my dream. 89

CLOE. Remember me 111

Laufe Lebe Liebe 138

Nur für diesen Moment 158

Wenn der Schnee fällt 185


A.D. WILK
SIEBZEHN JAHRE
Ohne mich mit dir
EINE LIEBESGESCHICHTE
LESEPROBE
aru

Danke!

An Tamara, Sanne, Anni für den Einblick in die Welt Balis!
An Freya & Jona für die schonungslose Wahrheit!

Weitere Kurzgeschichten zu diesem Buch
und einen kostenlosen Kurzroman
findest du in meinem Newsletter.

adwilk.de/newsletter



A.D. WILK

SIEBZEHN JAHRE

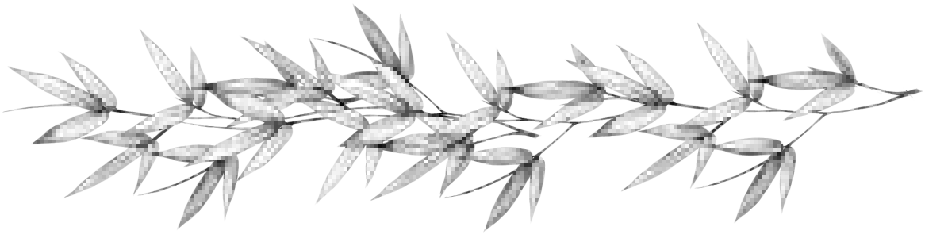
Ohne mich mit dir

EINE LIEBESGESCHICHTE



Für alle, die stark sind.

Also für alle.



PROLOG

BENNET

Das geht dich verflucht nochmal nichts an.“
Wir standen einander schnaufend gegenüber. Ich und dieser Typ. Lukas. Ich weiß, dass man normalerweise immer den anderen zuerst nennen sollte, aber bei ihm waren mir meine Manieren egal. Das Einzige, das ich halbwegs unter Kontrolle halten konnte, war meine Faust, die sich in sein Gesicht rammen wollte.

In Lukas’ Augen sah ich denselben Zorn und ich fragte mich, wie lange er ihn zurückhalten konnte.

„Piya ging es gut, bis du aufgetaucht bist." Auch meine Stimme hatte ich kaum unter Kontrolle.

„Es ging ihr gut, bis sie mich verlassen hat."

„Dich verlassen? Was bist du nur für ein Arschloch?" Meine Faust zitterte. Es würde nur noch wenige Worte brauchen, damit ich die Beherrschung verlor. Es war mir mehr und mehr egal. Der einzige Grund, warum ich mich noch zurückhielt, stand schluchzend neben uns. Aber sie war auch der Grund, warum Lukas und ich uns anbrüllten.

„Verschwinde einfach." Ich drehte mich um und verharrte dann. Es gab keine andere Möglichkeit, das hier zu beenden. Abgesehen von der Variante, zu der sich meine Faust entschieden hatte.

„Das werde ich ganz sicher nicht tun."

Ich blieb weiterhin stehen und wartete darauf, dass er etwas sagte. Er tat es nicht und ich wandte mich wieder zu ihm, damit er mir nicht in den Rücken fallen konnte.

Er sah zu Piya. Sein Blick war weicher als jener, den er mir zugeworfen hatte. „Piya, das kannst du doch nicht wirklich wollen."

Sie hatte aufgehört zu schluchzen und starrte ihn an.

Er ging einen Schritt auf sie zu und in mir bäumte sich ein uralter Instinkt auf. Ich wollte das Mädchen und das Kind in ihrem Bauch beschützen, egal, wie ich in diese Situation gekommen war.

„Du bist sechzehn Jahre alt. Du träumst von einer Karriere, in der Kinder erst viel später Platz haben. Weißt du noch, wir haben darüber gesprochen? Wir wollten warten, bis wir dreißig sind, verdammt."

„Das hat aber offensichtlich nicht geklappt." Sie ließ offen, ob sie von sich und Lukas oder dem Baby sprach. Trotz lag in ihrer Stimme und auf meine Lippen stahl sich

ein Lächeln. Sie brauchte mich hier nicht. Sie stellte sich ihm ohne meine Hilfe entgegen.

Lukas sagte nichts. Sein Atem hatte sich noch immer nicht beruhigt. Piya schien seinen Blick gefangen zu halten, doch nach einer Weile löste er sich von ihr und sah zu mir. „Du hast ihr das eingeredet. Du hast ihr eingeredet, sie müsse sich ihr Leben versauen. Willst du mit ihr Familie spielen, weil du selbst keine hast?"

Die Worte trafen mich an einem Punkt, den niemand berühren durfte. Woher wusste er von meiner Familie?

„Ich habe recht, oder? So ein Babychen passt dir wahrscheinlich extrem gut in den Kram. Was aus dem Leben der anderen Beteiligten wird, ist dir scheißegal."

Noch immer riss ich mich zusammen. Ich drehte mich ein weiteres Mal von ihm weg, wollte gehen, aber er sagte: „Was ist los? Haust du jetzt genauso ab wie dein Papi?"

„Lass ihn in Ruhe, Lukas." Auch Piya schrie nun.

„Halt die Klappe!"

Es war zu viel. Ich würde nicht zulassen, dass dieser Typ sich weiter aufspielte. Ich drehte mich wieder zu ihm, bereit meiner Faust freie Bahn zu lassen. Doch er hatte sich mir schon bis auf wenige Meter genähert und streckte die Hand in meine Richtung aus. Vielleicht wollte er mich aufhalten.

Für einen Moment blieb er abrupt stehen, als wüsste er nicht, wie er nun weitermachen sollte. Aber dann gingen wir, als hätten wir es verabredet, aufeinander los.

Ich hörte Piyas Schreie und Bitten, wir sollten aufhören. Es war mir egal. Mir war alles egal. Das Einzige, das zählte, war, diesem Arschloch zu zeigen, dass er zu weit gegangen war. Es war mir egal, wie lange er Piya schon kannte, welche Vergangenheit sie miteinander verband. Er wollte keine Rolle in ihrer Gegenwart oder in ihrer Zukunft spielen.

Der Schmerz seiner Schläge schaffte es nicht, meine Wut zu übertönen. Die Wut auf mich selbst und die Menschen um mich herum, die sich in den letzten Wochen und Monaten in mir aufgestaut hatte. Endlich konnte sie raus. Endlich hatte ich ein Ventil gefunden, durch das sie entströmen konnte. Ich rang immer weiter mit ihm, rammte meine Faust nun endlich in sein Gesicht, wich seiner Faust aus und hoffte, dass er spürte, dass er zu weit gegangen war.

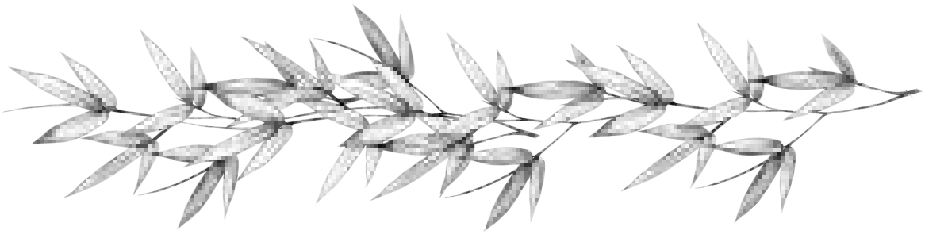
Irgendwann schrie Piya auf und ich spürte warmes Blut über meine Lippen laufen. Scheiße! Hatte dieser Typ mir die Nase gebrochen? Ich ließ von ihm ab, schubste ihn in seiner darauffolgenden Irritation von mir und betastete den Knochen, der mein ganzes Leben lang ziemlich gerade gewesen war. Jetzt drang der Schmerz durch.

Ich sah auf. Auf Lukas' Gesicht lag ein Grinsen. Wieder brannte eine Sicherung in meinem Vernunftszentrum durch. Ich stürzte mich auf ihn und schlug meine Faust ein letztes Mal in sein Gesicht. Er taumelte und fiel gegen die Backsteinmauer unserer Schule. In meinen Fingerknöcheln brannte ein Schmerz auf. Ich war sicher, auch seine Nase war gebrochen.

Eine weichere Hand legte sich um meine. Ich sah zur Seite. In Piyas Gesicht.

„Lass uns gehen."

Die Tatsache, dass sie mir und nicht ihm die Hand reichte, legte sich wie ein Tuch über die Wut, wischte sie weg und machte etwas anderem Platz. Einer Wärme, die ich bis dahin nicht gekannt hatte. Ich nickte und folgte ihr.



EINS

SIEBZEHN JAHRE SPÄTER / PIYA

PLAN UND ÄNDERUNG

Ein einziger Spot erhellte das Zentrum der Bühne. In seinem Lichtstrahl kauerte ein Mädchen. Ihre weiße Kleidung reflektierte das grelle Licht und vertiefte die Schwärze der Dunkelheit um sie herum. Sekundenlang rührte sie sich nicht. Kein Ton war zu vernehmen und die Spannung der Menschen um mich herum war fast greifbar.

Und dann, ganz leise und zaghaft, setzten mit großem Abstand zueinander die Töne eines Klaviers ein. Mit jeder Note regte sich das Mädchen mehr. Sie streckte einen Fuß aus, ließ den Arm zur Seite gleiten, hob den Kopf für wenige Zentimeter.

Die Noten verbanden sich zu Takten und schließlich zu einer Melodie. Das Mädchen erhob sich, ließ die Arme nach unten fallen und berührte mit den Fingerspitzen den Boden. Ihr Körper pendelte hin und her und der Oberkörper richtete sich wie von einer Schnur gezogen auf.

Die Musik stoppte und als wäre sie überrascht, wandte das Mädchen seinen Kopf abrupt zur Seite. Ihre rechte Hand erhob sich und sie streckte den Arm kraftvoll in Richtung der fehlenden Musik aus. Mit einer sanften Bewegung, die nicht weniger stark wirkte, drehte sie ihre Handfläche nach oben und die Melodie setzte wieder ein.

Der Pianist spielte die gleichen Töne wie zuvor, das Mädchen ließ die Füße zusammengleiten, stellte sich auf die Spitzen und führte kleine Bewegungen mit den Beinen aus, die dem Takt und den einzelnen Noten folgten.

„Livi hätte diese Rolle tanzen sollen."

„Psst." Ich kniff Bennet in den Unterarm, woraufhin er ein zu lautes „Autsch" flüsterte.

Aber es brachte ihn zum Schweigen und wir sahen weiter zur Bühne. Er hatte recht. Livia hätte diese Rolle spielen können. Aber dieses Mädchen konnte es auch. Und sie machte es gut. Ihre Bewegungen waren grazil, sie war in perfektem Einklang mit der Musik und bisher war ihr kein Patzer passiert.

Um uns herum ertönten leise Laute des Staunens, als das Mädchen sich aus dem Stand in einen Spagat sinken ließ.

„Livi kann das auch. Sie konnte es schon mit vier. Das ist zwölf Jahre her."

„Wirst du wohl aufhören!" Ich unterdrückte das Lächeln und die zustimmenden Worte, die meinen Mund verlassen wollten, und stieß meinen Ellenbogen in Bennets Seite, was er mit einem weiteren „Autsch" quittierte. Ebenso laut wie zuvor.

Sein Mund näherte sich meinem Ohr. „Sie ist besser."

Ich wandte mich zu ihm, noch bevor er seinen Kopf zurückgezogen hatte, und unsere Gesichter waren nur Zentimeter voneinander entfernt. Er grinste, was ich nur deshalb erkennen konnte, weil inzwischen weitere Spots die Bühne und den Saal erhellten.

Ich streckte ihm die Zunge raus, gerade so weit, dass ich ihn nicht berührte, und drehte den Kopf zurück nach vorne. „Jetzt kommt sie."

Livia tippelte auf die Bühne. Ihre Kleidung war eng und schwarz und sie hob sich nur durch die helle Haut und die blonden, zu einem Dutt gebundenen Haare vom Hintergrund ab.

„Zumindest sieht sie viel cooler aus."

Nun grinste auch ich. Es war gemein, sie mit allen Mitteln über das andere Mädchen stellen zu wollen. Aber es war auch ziemlich süß, wie Bennet seine Tochter auf diesem Podest positionierte, auf dem niemand sie erreichen konnte.

Livia schlug ein graziöses Rad um das andere Mädchen, ließ ein halbes folgen und rollte sich aus einem Handstand auf den Boden. Sie landete sanft in einer Vorbeuge mit dem Oberkörper auf den ausgestreckten Beinen und auch sie erntete leise Bewunderungsrufe. Ich sah zu Bennet. Er lächelte stolz, bemerkte die Reaktionen der anderen aber scheinbar nicht. Er sah nur Livia.



Es folgten weitere in schwarz gekleidete Mädchen und Jungen, die ähnlich auftraten wie sie. Irgendwann standen alle Tänzer wieder auf, rannten über die Bühne, drehten sich im Kreis und bewegten sich nach der Choreographie ihrer Ballettlehrerin. Livias Part kannte ich. Sie hatte sich dabei aufgenommen und uns das Video geschickt. Täglich. Seit vier Wochen. Und wir hatten jedes einzelne mehrfach angesehen.

Es war eine gute Vorstellung. Musik, Choreographie und die Darbietung der Tänzer schafften eine wunderschöne Atmosphäre. Und trotzdem hatte ich in der Stunde, die die Vorstellung dauerte, Mühe, die Augen geöffnet zu halten.

Seit drei Nächten hatte ich kaum geschlafen. Die Location für ein Groß-Event musste kurzfristig gewechselt werden, weil der ursprüngliche Veranstaltungsort abgebrannt war. Mein Kunde hatte keine Möglichkeit gesehen, das Event zeitlich zu verschieben, und so hatte ich die letzten Tage und Nächte damit verbracht, alte Villen und moderne Dachgeschosse zu erkunden, E-Mails an Catering-Partner zu schreiben, Raumpläne zu studieren und mit meiner Kollegin die geänderte Adresse an die Teilnehmer und alle anderen zu verschicken.

„Hey, Augen auf."

„Hm?" Ich blinzelte ein paar Mal, bis die verwischten Schatten vor mir wieder klare Konturen annahmen. Ich konnte nur wenige Sekunden verpasst haben, aber die Atmosphäre im Saal hatte sich komplett geändert. Es war heller und der Zauber war verschwunden.

Bennet beugte sich zu mir. „Du darfst jetzt klatschen. Genau genommen wäre es sehr unhöflich, wenn du es nicht tust." Mit diesen Worten erhob er sich von seinem Platz.

Ich sah mich um und erkannte das Geräusch, das um mich herum aufgebrandet war, erst jetzt als den Ton gegeneinanderschlagender Hände. Ein kleiner Stromschlag durchfuhr meinen Körper. Ich war eingeschlafen? Ich hatte die Vorstellung verpasst? Nein! Das konnte nicht sein.

„Du warst großartig, Livi." Bennet rief so laut, dass Livia ihren Kopf zu uns wandte. Sie war nicht peinlich berührt. Das war nicht ihre Art. Sie kannte ihren Vater gut genug und war auf solch einen Ausbruch gefasst. Sie hob das Kinn einen Zentimeter höher und zwinkerte ihm zu.

Ich stellte mich neben ihn.

„Du solltest mit nach Hause kommen." Er beugte sich wieder zu mir.

„Ich kann nicht." Ich legte die Hände um meinen Mund, machte lauter „Woo-hoo", als ich es normalerweise tat, und winkte Livia zu. Sie winkte zurück, verbeugte sich gemeinsam mit den anderen Tänzern ein letztes Mal und verließ die Bühne.

Ich ließ mich zurück in den Stuhl fallen. Bennet zog mich wieder hoch. „Dann fahre ich dich."

„Und wie soll ich dann zurückkommen? Ich glaube nicht, dass ich große Lust auf die zehn Minuten Fußweg habe."

„Mit einem Taxi. Oder du rufst mich an. In diesem Zustand wirst du kein Auto steuern."

„Ich werde dich ganz sicher nicht mitten in der Nacht anrufen, damit du mich aus der Agentur abholst." Ich gähnte und legte meinen Kopf gegen seinen Oberarm. „Nur noch zwei Tage."

„Kann ich dir irgendwie helfen?"

Ich lächelte. „Du meinst, abgesehen davon, dass du mir das Frühstück ans Bett bringst, den Fahrdienst und sämtliche Aufgaben im Haushalt übernimmst."

Er strich mir eine Strähne aus dem Gesicht. „Nicht sämtliche. Du kannst dich auf eine ganze Menge Staub gefasst machen, der aufgesaugt und aufgewischt werden muss."

„Es wird eine Wohltat sein, die kleinen Wollmäuse einzufangen."

Bennet lachte auf. „Also, brauchst du noch Hilfe?"

Ich schüttelte den Kopf. „Wir nähern uns der Zielgeraden. Den Rest schaffe ich jetzt auch noch."

„Ich bin sicher, Larsson würde es verstehen, wenn nicht jedes Detail perfekt ist."

Ich seufzte. „Bennet."

„Es ist nicht deine Schuld, dass nicht alles nach Plan läuft. Alle wissen das."

„Umso wichtiger ist es, dass ich denen zeige, wie gut ich mit so einer Situation klarkomme." Ich war überzeugt davon, dass Larsson seinen nächsten Auftrag genau davon abhängig machen würde. Auch wenn seine Worte dies nicht ausgedrückt hatten. Selbstverständlich würde es entscheidend für ihn sein, ob ich es schaffte, in einer Extremsituation ein professionelles Ergebnis zu produzieren. „Und selbst wenn es ihn nicht interessiert …"

„Du willst es dir selbst beweisen."

Ich nickte. „Ja, ich kann Erfahrungen für andere Aufträge sammeln. Ich bin ganz sicher, dass dieser Brand mich auf etwas stoßen wird, das mir in der Zukunft hilft."

„Du liest zu viel Ryan Holiday."

Ich lächelte. „Man kann nie zu viel Ryan Holiday lesen. Das Hindernis ist der Weg. Ich kann an diesem Mist wachsen, wenn ich mich darauf einlasse."

Er hob die Augenbrauen.

„Was?"

„Du oder die Agentur?"

Ich zuckte mit den Schultern. „Ist das nicht das Gleiche?“

Er seufzte und schwieg. Wir schlängelten uns mit den anderen Eltern und Ballett-Interessierten zum Ausgang des Saals und steuerten die Garderobe an, um unsere Jacken entgegenzunehmen. Doch bevor wir die Menschenschlange erreichten, rannte uns Livia entgegen. Der strenge Zopf war aufgelöst. Sie hielt ein Tuch in der Hand, an dem sich rote und hellbraune Make-up-Reste befanden. Ihr Gesicht strahlte trotz der verwischten Farbe.

„Mama! Papa!“ Sie umarmte uns. „Ihr wart mal wieder die Lautesten.“

Bennet zuckte mit den Schultern. „Vielleicht habe ich keine Ahnung, wie man in Holzschuhen auf den Zehenspitzen tanzt, aber ich weiß, wie ich mich verhalten muss, wenn meine Tochter eine großartige Leistung abliefert.“

Livia strahlte ein noch breiteres Grinsen und dann sah sie zu mir. „Du bist eingeschlafen.“ Es lag kein Vorwurf in ihrer Stimme und das machte den Stein in meinem Magen noch schwerer.

Ich legte das Gesicht in beide Hände und nickte. „Es tut mir so leid. Aber ich habe nicht die ganze Zeit geschlafen. Erst ganz am Ende. Ich habe gesehen, dass du großartig warst.“

Sie griff meinen Kopf und hob ihn aus seinem Versteck. „Nicht schlimm. Ich weiß doch, was gerade bei dir los ist.“

„Natürlich ist es schlimm! Und du solltest es nicht verstehen.“

„Tue ich aber.“ Sie umarmte mich noch einmal. „Ich bin auch letztens im Unterricht fast eingeschlafen.“

Ich ignorierte den Impuls, sie dafür schief anzusehen. „Das ist doch was völlig anderes.“

„Nein, ist es …“

Bennet unterbrach uns: „Was machst du hier? Ich dachte, du hättest keine Zeit für deine alten Eltern."

Livia schnaubte, reagierte aber nicht auf Bennets Kommentar. „Ich muss euch was erzählen. Kommt mit." Sie zog uns zu einer kleinen Bank, die etwas abseits stand. Und nachdem wir uns gesetzt hatten, fuhr sie fort: „Ich wollte euch das nicht erzählen, weil ich nicht geglaubt habe, dass ich überhaupt eine Chance habe. Es wird eigentlich immer nur ein Mädchen ausgewählt und ich war sicher, dass sie Maria nehmen würden." Das war das Mädchen in Weiß, Livias beste Freundin seit dem Kindergarten. „Aber gerade haben sie mir gesagt, dass sie mich auch toll fanden und deswegen in diesem Jahr zwei Mädchen nehmen wollen."

Ich runzelte die Stirn, sah zu Bennet und entdeckte die gleiche Reaktion auf seinem Gesicht. Auch er sah mich fragend an und dann blickten wir beide wieder zu Livia. „Was meinst du?"

Sie atmete tief durch und kniete sich vor uns auf den Boden. „Also, ich weiß, wir haben diesen megaschönen Urlaub geplant." Sie schloss die Augen und ihr Brustkorb hob und senkte sich stark. „Okay, also, es gibt diesen Sommerkurs. Da wird man von den absolut krassesten Leuten trainiert. Im Tanzen, in Beweglichkeit. Und sie erklären einem, wie man es in diesem Business schafft und wie man richtig, richtig gute Rollen bekommt. Und sie wollen Maria und mich dabeihaben. Uns beide. Ist das nicht toll?"

„Hast du gerade Business gesagt?" Ich war zu müde, um alle Informationen zu einem Ganzen zusammenzufügen.

„Mama!"

„Entschuldige. Kannst du das bitte nochmal für müde, alte Mamas erklären?"

Sie lächelte. Es wirkte nachsichtig. „Dieser Kurs beginnt in zwei Wochen. Sie veranstalten ihn jedes Jahr an einer anderen Schule für Tänzer in meiner Jahrgangsstufe. Und dieses Jahr sind wir dran. Unsere Schule. Er dauert die gesamten Ferien. Wir wohnen weiterhin im Internat, gemeinsam mit den besten Tänzern aus den verschiedensten Ländern. Es ist eine absolut riesige Ehre, da mitzumachen. Eine einmalige Chance. Etwas, wozu ich auf gar keinen Fall Nein sagen kann. Bitte sagt, dass ich das nicht muss und ihr das versteht. Alles, was ich bisher getan habe, würde überhaupt keinen Sinn machen, wenn ich das jetzt nicht machen würde. All die Trainings und dass ich überhaupt hier bin. Es wäre vollkommen sinnlos, wenn ich dieses Angebot nicht annehmen würde."

„Und du hast uns bisher nichts davon erzählt, weil du nicht geglaubt hast, dass du es schaffen könntest?" Bennet lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust.

Livia nickte. „Wir haben uns alle beworben. So wie wir uns alle auf kleinere Rollen bewerben, die hier ausgeschrieben werden. Ich wollte einfach meine Hoffnungen nicht so hochschrauben."

„Und du hast es geschafft." Bennet grinste. Ich konnte es hören. Ich hörte den Stolz und die Selbstverständlichkeit. Ich fühlte es selbst und lächelte.

„Natürlich hat sie das." Ich sprang auf und zog sie zum Stehen. „Das ist großartig."

Auch Bennet stand auf und umarmte uns beide.

„Ihr freut euch?"

„Was ist das denn für eine Frage?"

„Aber Mama. Was ist mit Bali?"

Bennet löste die Umarmung auf. „Es sieht ganz so aus, als wäre dir das hier wichtiger." Es lag kein Gram, nur Verständnis in seiner Stimme.

Livia presste die Lippen zusammen und setzte an, etwas zu sagen, aber ich unterbrach sie. „Und das ist auch vollkommen richtig und okay so. Das hier ist dein Traum. Deswegen bist du hier. Das ist großartig." Meine Müdigkeit war verschwunden. Livias Energie war auf mich übergesprungen. Ich freute mich so sehr für sie.

Seit sie auf ihren eigenen Beinen stehen konnte, liebte sie es zu tanzen. Mit zwei Jahren hatte sie darauf bestanden, Ballettunterricht nehmen zu dürfen. Als sie vier war, hatten wir das wenige Geld, das wir neben Ausbildung und Studium verdienten, zusammengekratzt und es ihr ermöglicht. Gemeinsam mit meinen Eltern, die zu diesem Zeitpunkt noch immer einen Großteil unserer Kosten übernahmen.

„Genau. Und wir fahren einfach ohne dich. Nicht war, Piya?" Bennet sah mich mit erhobenen Augenbrauen an.

Ich musterte ihn und nickte langsam. Ich brauchte diesen Urlaub. Ich wusste, was Bennet mir hatte sagen wollen. ‚Du oder die Agentur?' Momentan steckte ich all meine Energie in die Aufträge. Ich kam zu kurz. Das musste er mir nicht erzählen. Mal ganz davon abgesehen, dass er es ohnehin immer dann tat, wenn ich mal wieder an meine Grenzen stieß. „Klar, das machen wir."

Livia zog uns wieder an sich. „Ihr müsst unendlich viele Fotos schicken, ja?"

„Livi, kommst du? Wir warten auf dich." Ein paar Meter von uns entfernt tauchte Maria auf, die das gleiche Strahlen wie Livia, aber kein Make-up mehr auf dem Gesicht trug.

Livia küsste uns auf die Wange, verabschiedete sich und rannte zu ihrer besten Freundin. Sie umarmten sich und hüpften im Kreis.

„Herzlichen Glückwunsch, Maria." Ich rief ihr winkend zu. Sie lösten sich voneinander und Maria kam zu uns.

„Danke." Sie umarmte mich und klatschte mit Bennet ab.

„Du warst großartig. Herzlichen Glückwunsch." Ich stupste Bennet in die Seite und er nickte lachend.

„Ja, das warst du." Und etwas lauter fügte er hinzu: „Ihr beide. Und jetzt geht schon feiern."

Sie verabschiedete sich von uns und beide rannten davon.

„Dann gehen wir mal." Ich hakte mich bei Bennet unter.

„Wir müssen nicht fliegen."

Ich zögerte nicht einen Augenblick. „Oh, doch. Das müssen wir. Wenn du nicht mitkommst, fliege ich allein." Das war nicht nur so dahingesagt. Ich war fest entschlossen dazu.

„Das kommt überhaupt nicht infrage. Ich lasse dich dort doch nicht allein hin. Nachher kommst du nicht zurück, weil du dich in eine Hängematte verliebt hast."

Ich lachte und zog ihn zur Garderobe, die sich inzwischen geleert hatte. „Eine Hängematte?"

„Na ja, natürlich nur, wenn sie einen Internetanschluss hat."

„Das ist nicht witzig."

„Stimmt, eine Hängematte könnte dir niemals das gleiche Gefühl geben wie ein vollwertiger Schreibtisch."

„Bennet!"

„Entschuldige." Er schlang den Arm um meine Schultern. „Ich hoffe einfach nur, dass du irgendwann erkennst, dass die kleine Piya hier …" Er deutete mit dem Daumen auf mich. „… es auch dann verdient hat, von einer Hängematte geliebt zu werden, wenn die Servietten des Caterers nicht ganz genau zu den Blümchen der Floristin passen."

Ich presste die Lippen aufeinander und erwiderte nichts. Dieses Gespräch hatte einfach schon zu oft stattgefunden. Auch wenn es meistens nicht um Blümchen oder Servietten ging.

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »Siebzehn Jahre. Ohne mich. Mit dir.« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen

Bei Amazon kaufen

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© A.D. WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.

A.D.WiLK

LIVIA

Wofür mein Herz schlägt



aduu

A.D.WiLK

LIVIA

Wofür mein Herz schlägt

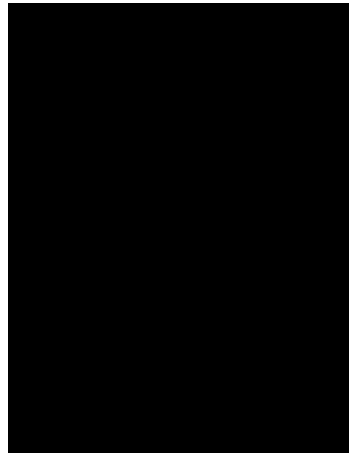


abru

danke

Zu diesem Buch findest du eine Triggerwarnung auf adwbuecher.de/triggerwarnungen

Für jene, die nicht aufhören, es zu versuchen.



eins

LIVIA

BERLIN

Seine Lippen waren weich und warm und sie schmiegten sich so sanft an meinen Mund, dass ich leise aufstöhnte. Lucas lachte auf und strich mit den Lippen über meine Wange zu meinem Ohr. „Versteh mich nicht falsch, ich möchte nicht damit aufhören, dich zu küssen." Er sprach Englisch mit einem britischen Akzent.

„Warum tust du es dann?" Ich sprach so leise wie er und folgte seiner Bewegung, sodass unsere Lippen wieder aufeinanderlagen. Er roch so gut. Noch nie hatte ich einen Mann geküsst, der so gut roch.

„Weil uns nur noch ein paar Stunden bleiben und ich dich wirklich gern kennenlernen würde."

„Wozu?"

Wieder lachte er und dieser Klang löste ein Kribbeln in mir aus. Es war ein heiteres, liebevolles Lachen, an das ich mich hätte

gewöhnen können. Wenn ich mich denn an irgendetwas gewöhnen hätte wollen. „Weil ich dich interessant finde. Ich möchte mehr über dich wissen." Er zog sich von mir zurück und nun saßen wir wieder wie die Fremden nebeneinander, die wir waren.

Es war eine warme Nacht, die Lichterketten auf Marias und meinem Balkon funkelten gemeinsam mit den Sternen, die man hier im Zentrum der Stadt ohnehin nicht sah. Die aus Paletten gebaute Bank, auf der wir saßen, war mit Sitzkissen gepolstert und aus der Neubauwohnung drang laute Musik. Es wunderte mich, dass die Nachbarn sich nicht längst beschwert hatten.

Ich griff nach meiner Bierflasche, trank einen Schluck und sah ihn an. Lucas. Oder Luke, wie ihn seine Freunde nannten. „Du hast den gleichen Namen wie der Ex-Freund meiner Mutter. Er und mein Vater haben sich ein paar Mal geprügelt."

Ein amüsiertes Lächeln umspielte seine Lippen, die ich am liebsten sofort wieder geküsst hätte.

„Allerdings wird er nicht englisch ausgesprochen."

„Vermutlich kommt er nicht aus London?"

„Nein, kommt er nicht. Er kommt aus einem kleinen Dorf mit drei Einwohnern und einem einzigen Laden, der nur eine Stunde am Tag geöffnet hat. Eine Weile hat er auf Bali gewohnt, aber jetzt ist er irgendwo anders."

Er musterte mich. Trotz des wenigen Lichts fielen mir seine langen schwarzen Wimpern auf. Seine Augen waren dunkel und fast erkannte ich mein eigenes Gesicht, das sich darin spiegelte.

„Ich wollte nicht über den Ex-Freund deiner Mutter sprechen."

„Du weißt doch gar nicht, ob das nicht ein essentielles Element meiner Geschichte ist."

„Okay, Miss Newton-John, was ist deine Geschichte?"

Ich verzog das Gesicht. „Niemand nennt mich Olivia."

„Das habe ich auch nicht getan."

„Aber fast."

Wieder lachte er. Wieder bewegte er dadurch etwas in mir. Verdammt, warum war es so leicht mit ihm? Warum ging es so



schnell? Wir kannten uns noch nicht einmal - verstohlen warf ich einen Blick auf meine Armbanduhr - drei Stunden.

„Du findest, dass Newton-John näher an Olivia ist als Livia."

Ich grinste ihn an und küsste ihn wieder, weil ich es nicht mehr aushielt, seine Lippen nur betrachten zu können. Weil er zu weit von mir entfernt saß, als dass ich seinen Duft einatmen konnte. „Ja, absolut."

Er erwiderte meinen Kuss. Für einen Moment. Dann zog er sich wieder zurück. „Also, bisher weiß ich über dich, dass du morgen nach London fliegst, um dort in einer Bar Kriminaltheater zu spielen." Er überlegte. „Und du kannst ziemlich gut küssen."

„Sehr witzig."

„Das habe ich vollkommen ernst gemeint."

„Also gut. Ich bin vierundzwanzig, habe einen kleinen Bruder, der noch in den Kindergarten geht, eine Mutter, die eine Wahnsinnsfrau ist, und einen Vater, den sich jedes Mädchen nur wünschen kann. Sie heißen Nils, Piya und Bennet. Ich liebe es, neue Sachen auszuprobieren. Und ich habe keine Ahnung, was ich mit meinem Leben anfangen möchte. Und darüber bin ich verdammt froh. Oh, und ich hasse gewalttätige Männer."

Es war das erste Mal, dass sich ein Schatten auf sein Gesicht legte. Doch er verschwand im nächsten Moment wieder. „Warum bist du darüber froh, dass du nicht weißt, was du mit deinem Leben anfangen sollst?"

Ich verschränkte die Arme vor der Brust und ließ den Blick über die Stadt schweifen. Sie schlief niemals. Überall brannten Lichter. Autos fuhren über die Straßen und der Lichtstrahl eines Nachtclubs schwebte über den Himmel, als wolle er die Sterne einfangen und sie auf die Tanzfläche werfen.

„Ich bin frei. Ich kann jeden Tag neu darüber entscheiden, was ich mit mir und dem Leben anfangen möchte. Wenn ich spüre, dass ich falsch an einem Ort bin, dann ziehe ich weiter. Wenn mich etwas langweilt, mache ich etwas anderes." Ich hob den rechten Mundwinkel. „Wenn mir ein Typ zu viele Fragen

stellt, küsse ich ihn." Ich löste die Verschränkung meiner Arme, ließ meinen Worten die angepriesene Tat folgen und spürte mit Genugtuung, dass Luke meinen Kuss erwiderte.

„Und mehr muss ich über dich nicht wissen?"

Ich unterdrückte ein Seufzen. „Nein, mehr musst du über mich nicht wissen."

Ich löste die Verschränkung meiner Arme, ließ eine Hand auf seinen Oberschenkel sinken und sie langsam hinauf zu seinem Schritt streichen. „Aber wenn du noch mehr über mich erfahren möchtest, kann ich dir gern mein Zimmer zeigen. Zugegeben, dort stehen vor allem Kartons, aber mein Bett sagt ziemlich viel über mich aus." Ich berührte die Wölbung in seiner Hose und stellte zufrieden fest, dass sie ziemlich hart war.

Er räusperte sich und lachte schon wieder. „Überredet."

Ich lächelte und biss ihn sanft in die Unterlippe. „Das ging schnell." Das ging es wirklich. Zwar war es nicht so, dass ich noch nie einen One-Night-Stand gehabt hatte, doch drei Stunden waren ein Rekord. Und neu war außerdem, wie sehr ich diesen Mann wollte. Ich griff nach seiner Hand und zog ihn mit mir, zurück ins Wohnzimmer, wo drei Dutzend Leute feierten. Wir schoben uns durch die Gruppen hindurch und ich führte Luke zu meinem Zimmer. Nachdem wir es betreten hatten, zog ich mich in den Flur zurück.

„Mach es dir bequem. Ich gehe kurz ins Bad." Ich lächelte ihn an und küsste ihn noch einmal. „Nicht weglaufen."

Er umfasste meine Taille und zog mich an sich. „Das Gleiche gilt für dich."

Fast hätte ich vergessen, warum ich mich nicht sofort mit ihm auf das Laken schmiss. Doch dann drückte meine Blase heftig gegen meinen Bauch und ich zog mich von ihm los. „Ich bin gleich zurück. Mach ein paar Kerzen an." Die hatte ich noch nicht weggeräumt. Fast alles war in Kartons verpackt, aber auf mein abendliches und mein morgendliches Kerzenritual hatte ich nicht verzichten wollen.

Jetzt eilte ich zum Bad und hoffte, dass keiner der Partygäste ein ähnliches Bedürfnis hatte wie ich. Ich hatte Pech. Die Tür war von innen verriegelt. Ich klopfte dagegen. Nur für den Fall, dass die Person eingeschlafen oder im Begriff war, etwas Ähnliches wie das zu tun, das ich vorhatte, nachdem ich das Bad wieder verlassen hatte. „Bitte beeil dich da drinnen."

Die Tür öffnete sich einen Spalt. „Livi?"

Ich drückte die Tür auf. „Maria, zum Glück. Ich muss pinkeln und du …" Ich stockte, denn sie war tatsächlich nicht allein. Josh, ein dunkelhaariger Typ, den sie seit ein paar Wochen traf, grinste mich schief an.

Ich runzelte die Stirn. „Was macht ihr hier? Du hast ein Zimmer in dieser Wohnung, Maria." An Josh gewandt sagte ich: „Könntest du uns bitte kurz allein lassen?"

„Klar. Tobt euch aus." Anzüglich grinste er. „Es sei denn, ihr wollt dabei Gesellschaft haben."

Ich erwiderte sein Grinsen und schmiegte mich an Maria. „Doch, das wollen wir. Aber keine Sorge, ich bereite sie dir nur vor." Lasziv ließ ich meine Hand über Marias Körper gleiten, die das Spiel mit spielte und selbst grinste. Josh verließ das Bad und hauchte mir zu: „Du weißt hoffentlich, was du damit gerade in meiner Hose angerichtet hast."

Jetzt lachte ich auf, schob ihn durch die Tür und verriegelte sie hinter ihm. Dann öffnete ich den Klodeckel und meine Hose, zog sie runter und pinkelte.

„Ähm, wofür genau brauchst du mich jetzt hier?" Maria hüpfte auf die Waschmaschine, griff nach einem Weinglas und trank.

„Da liegt ein Typ in meinem Bett."

„Uh, dieser Hottie. Wie war sein Name?"

„Luke."

„Richtig, Luke aus London. Was macht Luke aus London in deinem Bett?"

„Er wartet darauf, dass ich zurückkomme und Sex mit ihm habe."

„Ich liebe dich, weißt du das?“

Ich sah nach unten zwischen meine Beine und dann wieder zu Maria. Wieder lachte ich. „Das ist wohl einer der absurdesten Momente in unserer Freundschaft.“

Sie stimmte ein und reichte mir das Glas. „Du hast recht.“

Ich trank und gab ihr das Glas zurück, benutzte etwas Klopapier, um die Stelle zu trocken, die hoffentlich in den nächsten Stunden auf andere Art und Weise berührt werden würde, und spülte.

„Also, was ist das Problem daran, wenn du und Luke aus London Sex in deinem Bett haben?“

„Da ist kein Problem dran.“

„Warum führen wir dann dieses Gespräch?“

„Weil es irgendwie komisch ist.“

„Willst du mit ihm schlafen?“

„Und wie!“ Die Worte kamen so schnell aus meinem Mund geschossen, dass wir wieder lachten.

„Aber?“

„Nichts aber. Nur … es ist komisch. Er ist so … anders. Er will mich besser kennenlernen und ich will das auch. Er riecht so gut und seine Lippen sind so verdammt weich.“ Ich zog die Hose wieder runter, die ich gerade hatte zuknöpfen wollen, und tränkte ein paar Blatt Klopapier mit Wasser, um mir damit den Kitzler zu säubern.

Maria beobachtete mich dabei. „Wir kennen uns viel zu gut. Ich sollte das nicht sehen.“

„So ein Unsinn. Ich habe deine bis aufs Fleisch zerschundenen Füße verbunden und mir dabei jedes einzelne Schimpfwort angehört, das dir deine polnische Großmutter beigebracht hat.“

„Also, gut. Was ist so schlimm daran, dass …“ Sie hob die Augenbrauen. „Du magst ihn.“

„Natürlich mag ich ihn. Sonst würde ich wohl kaum mit ihm ins Bett gehen.“

„Ja, aber du magst-ihn magst ihn. Und es stört dich, weil

du morgen für immer nach London gehst und er diese Stadt gerade für immer verlassen hat."

„Was redest du denn da für einen Mist? Ich gehe nicht für immer. Und er hat die Stadt nicht für immer verlassen."

Sie schlug sich mit der flachen Hand auf die Brust. „Umso tragischer ist diese Liebesgeschichte. Wenn du die europäische Sex-Hauptstadt wieder verlässt, dann wird er in sie zurückkehren. Ihr werdet euch auf die gleiche dramatische Weise verpassen wie Romeo und Julia." Sie runzelte die Stirn. „Schade, dass ihr euch nicht in Verona verpasst."

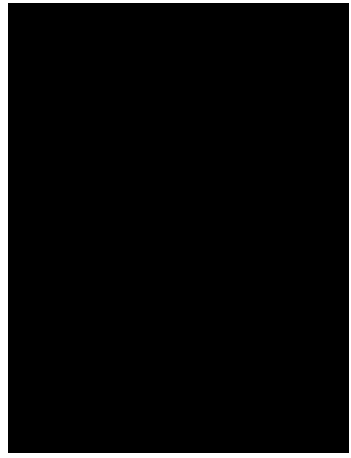
„Ich spreche kein Italienisch." Inzwischen hatte ich mich wieder vollständig angezogen und öffnete das Schubfach neben dem Waschbecken, um eine Packung Kondome daraus hervorzuholen. „Und du bist die verrückteste Nudel, die ich kenne." Ich nahm sie in den Arm. „Ich liebe dich auch."

Sie zog mich an sich. „Wenn ich dich morgen nicht begleiten würde, wäre ich sauer, dass du Luke aus London mit in dein Bett nimmst."

„Wirst du ihn jetzt immer so nennen?"

„Immer? Es wird ein Morgen nach dem Heute geben?"

„Es gibt immer ein Morgen, meine Liebste. Immer." Mit diesen Worten und einem Kuss auf Marias Wange verließ ich das Badezimmer und ging zurück in den Flur. Luke aus London. Luke aus London, der vor ein paar Tagen für einen Job nach Berlin gekommen war. Ein Job, der ihn tatsächlich mindestens für drei Monate an die Stadt fesseln würde. Es war schon komisch. Ich wollte keine Beziehung. Doch wenn es anders gewesen wäre, hätte er ein Kandidat für die Rolle an meiner Seite sein können. Und ausgerechnet, als dieser Kandidat in mein Leben trat, verließ ich die Stadt, um, vielleicht nicht für immer, aber doch auf unbestimmte Zeit, an anderen Orten der Welt nach etwas zu suchen, was ich seit dem Unfall vor drei Jahren nicht mehr finden konnte.



zwei

LIVIA

Es war seltsam, mit Luke zu schlafen. Ich hatte nicht besonders viel Alkohol an diesem Abend getrunken. Vielleicht lag es daran, dass ich mich so ungeschickt anstellte. Ich fühlte mich wie eine absolute Anfängerin und konnte mich nicht fallen lassen. So viel zum Thema „der perfekte Kandidat für eine Beziehung".

Am Anfang lief alles perfekt. Wir küssten uns, lagen nebeneinander, zogen uns irgendwie aus. Doch als sein Kopf zwischen meine Beine glitt, spürte ich nichts. Das lag nicht daran, dass er sich keine Mühe gab. Eigentlich hätte er überhaupt nichts tun müssen, denn seine weichen Lippen hätten mir schon bei der ersten Berührung den Anfang, die Mitte und den Rest geben können. Nein, es lag an mir. Ich war so verdammt verkrampft, dass ich nicht einmal ein Kribbeln spürte.

Also fakte ich den ersten Orgasmus nach einem verstohlenen Blick auf die Uhr, damit er endlich wieder hochkam. Der Arme hatte sich zehn Minuten abgemüht.

Dieser Aktion folgten zwei Fehlversuche beim Überziehen des Kondoms und ein weiterer vorgespielter Orgasmus. Es war nicht so, dass ich nicht mit ihm schlafen wollte. Im Gegenteil. Mein Kopf wollte das unbedingt. Doch mein Körper schien schon zu schlafen oder eine frühere Maschine nach London bestiegen zu haben.

Als es endlich vorbei war, erwartete ich fast, dass er nicht wiederkommen würde, nachdem er vollständig angezogen ins Bad gegangen war. Doch er kehrte zurück, zog sich erneut aus und legte sich zu mir unter die Bettdecke. Auch jetzt versteifte sich mein Körper zunächst. Doch nach und nach entspannte ich mich. Auf eine ungewohnte Art und Weise fühlte ich mich geborgen und sicher. Je länger ich darüber nachdachte, desto mehr bereute ich es, dass ich den Sex nicht mehr genossen hatte. Was war nur los mit mir?

„Luke?“

Er gab ein Brummen zurück, bei dem sich eine Gänsehaut über meinen Körper zog.

„Das war der schlechteste Sex meines Lebens.“

Für einen Moment schwieg er. Dann lachte er so laut auf, dass ich sicher war, die verbliebenen Partygäste würden uns hören.

„Ich meine es ernst. Ich hatte noch nie so schlechten Sex. Und das lag nicht an dir. Du hast deine Sache toll gemacht. Und es lag auch nicht daran, dass ich es nicht gewollt hätte.“

„Aber du bist zwei Mal gekommen.“

Ich schwieg und er rappelte sich auf, damit er mich ansehen konnte. Es drang nur das Licht der nächtlichen Stadt durch mein Fenster, die Kerzen waren abgebrannt. Doch ich konnte sein Gesicht erkennen und ich war sicher, dass er auch meinen gequälten Ausdruck wahrnahm.

„Bin ich nicht."

„Das ist ein Witz, oder?"

„Es tut mir leid, okay?"

Ich spürte seine Hand, die meinen Bauch streichelte.

„Vielleicht liegt es daran, dass ich morgen abreise. Da sind zu viele Gedanken in meinem Kopf und die halten mich davon ab, mich richtig darauf …"

Seine Hand fuhr tiefer und seine Finger berührten für einen kurzen Moment meinen Kitzler.

„Was tust du da?"

„Ich will eine zweite Chance." Seine Lippen legten sich auf meine.

„Luke, es ist schon o…" Statt des Wortes drang ein Stöhnen aus meinem Mund. Er machte seine Sache wirklich gut. Warum nur ließ ich mich nicht darauf ein?

„Lass los, Newton-John."

Auch beim ersten Mal hatte ich es gemocht, als er mich so genannt hatte. Ich hatte anders agiert, doch ich mochte diesen neuen Spitznamen.

„Du sollst mich doch nicht so nennen."

„Sicher?" Er hatte das Wort nur gehaucht.

Ich antwortete nicht und schloss die Augen, als er mich mit dem Daumen massierte und zwei andere Finger tiefer drangen.

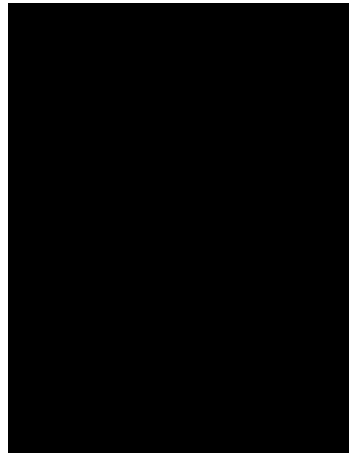
Ich spürte sein Lächeln an meinen Lippen und mit ihm kehrten die Gedanken in meinen Kopf zurück. Verdammt! „Halt mich fest. Hier in diesem Moment. Sonst holt mein Kopf mich zu einem düsteren Ort, an dem es keine Orgasmen für mich gibt."

Jetzt lachte er leise. „Konzentrier dich auf meine Hände."

„Auf welche Hand?"

„Auf beide." Mit diesen Worten löste er seine Lippen von meinem Mund, die Hand zwischen meinen Beinen blieb, die andere fuhr in die gleiche Richtung, jedoch zu meinem Po. Okay, darauf konnte ich mich konzentrieren. Er war vorsichtig,

fast fragend, doch als ich ihm mein Becken entgegenstreckte, damit er mehr Platz hatte, drang er mit feuchten Fingern auch dort in mich. Und dann legte er seine Lippen zu seinem Daumen und ich fiel. Die Gedanken gingen allein zu dem düsteren Ort und ich zögerte meinen Orgasmus nun hinaus, weil ich nicht aufhören wollte, das hier zu spüren. Als ich schließlich kam, schrie ich auf und wollte sofort mehr von ihm. Er löste die Hände, aber nicht den Mund, zog sich irgendwie ein Kondom über und drang noch einmal in mich.



drei

LIVIA

Am liebsten hätte ich ihn schlafend zurückgelassen, doch ich brauchte noch einige Sachen aus meinem Zimmer und das Öffnen der Schubfächer würde ihn ohnehin wecken. Ich betrachtete ihn. Manchmal sahen die Typen am nächsten Morgen nicht mehr ganz so gut aus wie in der Dunkelheit der Nacht. Bei diesem hier war das anders.

Der Bartflaum, die verstrubbelten dunklen Haare, die langen Wimpern. Wie alt er wohl war? Ob er in London eine Frau zurückgelassen hatte? Hatte er Geschwister? Welchen Hobbys ging er nach?

Ich kniff die Augen zusammen und schüttelte den Kopf. Ich wollte mich nicht für ihn interessieren. Wir hatten nach der ersten missglückten Runde verdammt guten Sex gehabt, ja. Das wollte ich nicht leugnen. Noch immer pulsierte es zwischen meinen Beinen, weil wir erst vor ein paar Stunden

damit aufgehört hatten. Doch Sex war nicht alles und ich würde in ein paar Stunden in einem Pub in London sitzen. Dort gab es 4,4 Millionen weitere männliche Londoner.

Leise öffnete ich das Schubfach, in dem einzig die Sachen lagen, die ich für den heutigen Tag brauchte. Meine Unterwäsche, eine Hose, ein T-Shirt und mein Flugticket. Mein Handgepäck und mein Koffer waren gepackt und die restlichen Kisten würden meine Eltern abholen, nachdem sie und mein Bruder Nils mich und Maria zum Flughafen gebracht hatten.

Ich schlich mich aus dem Zimmer und ging den Flur entlang zum Bad. Das Überreste-Chaos der Party war nicht so schlimm, wie ich es erwartet hatte. Das Bad wirkte sogar geputzt. Ich pinkelte, stieg unter die Dusche und genoss das warme Wasser, als es über meinen Körper lief, wusch mir die Haare und vorsichtig die Stellen, die Luke nicht hatte loslassen wollen, und drehte den Regler zum Schluss auf Blau. Ich hielt es nicht lange unter dem kalten Wasser aus und stieg nach ein paar Sekunden deutlich wacher zurück auf den weichen Badteppich, den Mom irgendwann mitgebracht hatte.

„Guten Morgen, Sweetheart."

Ich hatte die Tür nicht verriegelt und so war Maria ohne Anklopfen eingetreten.

„Na, du hattest ja eine enorm gute Nacht, was?"

Irritiert sah ich sie an. „Was meinst du?"

Sie grinste breit. „Ihr wart nicht zu überhören."

Ich riss die Augen auf und dachte an meinen ersten Orgasmus zurück, den ich mit einem Schrei begleitet hatte. „Wer hat uns gehört?"

„Ich schätze, die meisten, die noch da waren. Allerdings waren das nicht viele." Sie lehnte sich verschwörerisch zu mir. „Hat es wirklich zwei Stunden gedauert, bis du gekommen bist?"

Ich grinste anzüglich. „Es hat sich gelohnt."

Wir lachten und ein weiteres Mal war ich dankbar, dass sie mich begleitete. Ich hätte es auch allein hinbekommen, aber mit Maria unterwegs zu sein, gab dem ganzen Unterfangen eine komplett andere Qualität.

„Deine Eltern sind in einer Stunde hier."

„Wer hat die Wohnung aufgeräumt?"

„Ein paar der Leute, die euch beim Sex zuhören wollten, sind geblieben."

„Sehr witzig."

Sie verzog das Gesicht. „Das war kein Witz."

„Oh, Maria."

„Ich meine es ernst."

Zum ersten Mal stieg Hitze in mir auf. Waren wir wirklich so laut gewesen? Ich trocknete mich ab, während Maria unter die Dusche stieg. Als ich fertig angezogen war, ging ich zurück in den Flur und traf in meinem Zimmer auf den fertig angezogenen Mann, der mir meine letzte Nacht so versüßt hatte. Er schob sich gerade einen Kaugummi in den Mund.

„Ich hätte auch eine neue Zahnbürste für dich. Allerdings müsstest du warten, bis Maria im Bad fertig ist."

Er musterte mich für einen Moment und schüttelte dann lächelnd den Kopf. „Der Kaugummi wird für die Busfahrt reichen. Ich sollte verschwinden. Mein Mitbewohner gibt sonst womöglich eine für mein Land peinliche Vermisstenanzeige auf. Londoner Jüngling verschwindet in den Tiefen der Berliner Nacht."

Ich gluckste auf. „Das klingt eher nach dem Untertitel für einen Film."

„Ja, vielleicht." Er lachte nicht.

„Du könntest noch für einen Kaffee bleiben." Warum hatte ich ihm diesen Vorschlag unterbreitet? Schon so hatte ich kaum genug Zeit, um abfahrbereit zu sein, wenn meine Familie hier auftauchte. Außerdem wollte ich nicht, dass sie ihn hier antraf. Und dennoch war ich enttäuscht, als er mein Angebot ablehnte.

„Nein, ich sollte wirklich gehen." Er fand keine weitere fadenscheinige Ausrede, die einen Grund dafür geboten hätte. Es sah so aus, als wollte er tatsächlich einfach gehen.

Mir sollte es nur recht sein. Ich ging zwei Schritte auf ihn zu und küsste ihn auf die Wange. Grinsend, auch wenn mir nicht direkt danach war. Andererseits sollte ich froh darüber sein, dass er sich nicht mehr von diesem kurzen Zwischenspiel erhoffte. „Dann danke ich dir für diese atemberaubende Nacht. Unsere Berlin-London Transition."

Er schmunzelte. „Und das klingt wie der Titel des Films."

Ich legte den Kopf schief. „Die Berlin-London Transition. Londoner Jüngling verschwindet in den Tiefen der Berliner Nacht. Daran kann noch etwas gefeilt werden."

„Du hast recht." Lachend küsste er nun mich auf die Wange. Und dann meinen linken Mundwinkel. Mir wurde etwas schwindelig, was vermutlich an dem wenigen Schlaf lag. Zumindest wollte ich, dass das der Grund dafür war, auch wenn ich wusste, dass es anders war. Schließlich landeten seine Lippen auf meinen. Spearmint-Geschmack drang bis zu meiner Zunge gepaart mit … „Isst du einen Kirschkaugummi?"

„Ich esse ihn nicht. Ich kaue ihn." Wieder lächelte er und küsste mich dann erneut. „Es war schön, dich kennenzulernen, Livia."

„Es war schön, dich kennenzulernen, Lucas."

„Erzähl mir von London, wenn du zurück bist, Newton-John."

„Erzähl mir von Berlin, wenn ich wieder hier bin, Skywalker."

Es war ein Versprechen. Ein Versprechen, das wir nicht halten würden.

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »LIVIA. Wofür mein Herz schlägt« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen **Bei Amazon kaufen**

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

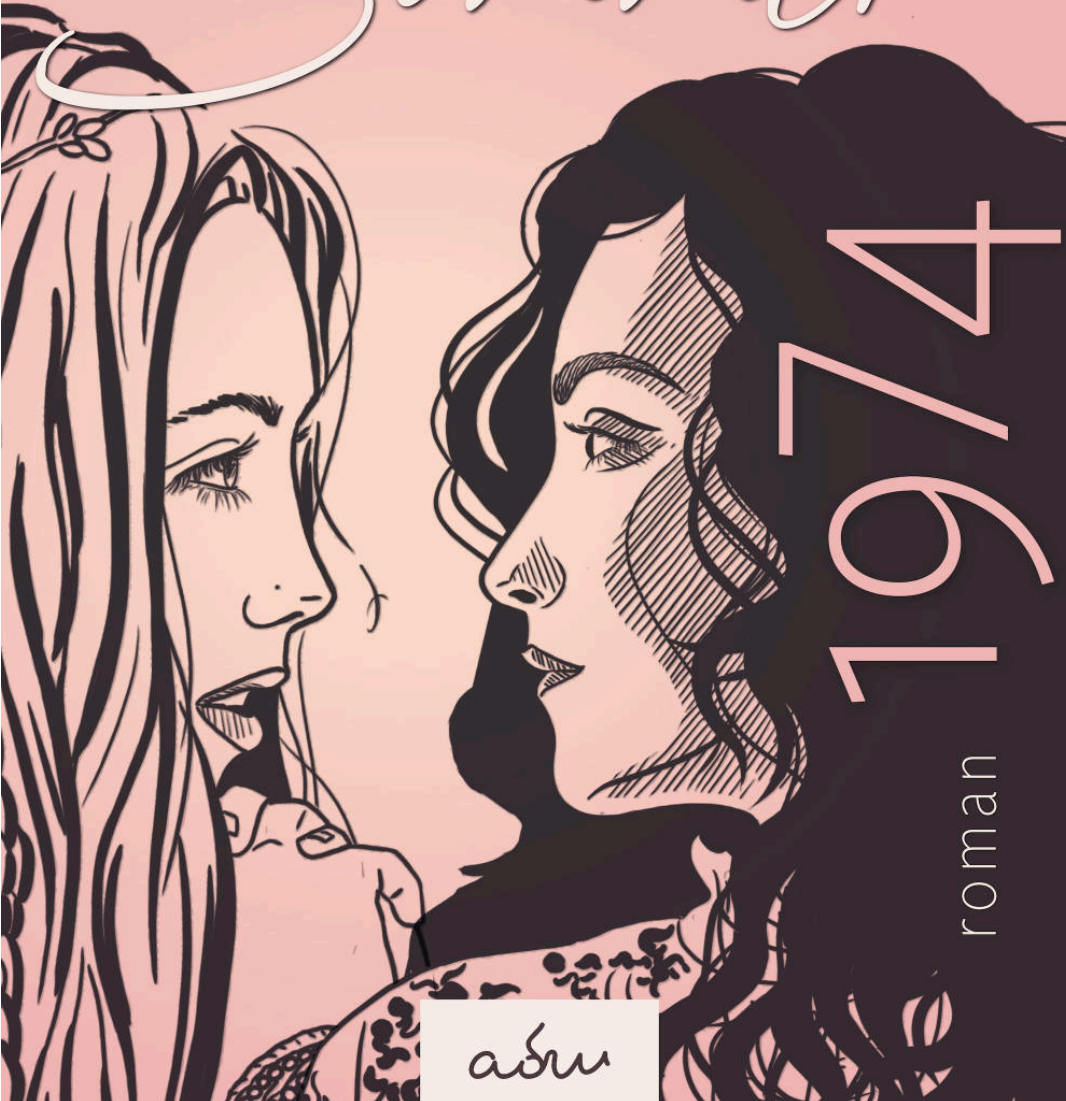
© A.D. WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.

A.D.WILK

LESEPROBE

EINER DIESER Sommer



1974

roman

aduu

Erhalte ein ganz besonderes Extra
zu diesem Buch, wenn du dich für
meinen Newsletter anmeldest.

adwilk.de/newsletter



A.D.WILK

EINER DIESER *Sommer*



1974

roman

adru

Für die mutigen Frauen,
die unseren Weg geebnet haben.



prolog

Nici!“ Ich drehte mich lachend im Kreis und hielt ihre Hände mit den meinen.
„Kate!“ Sie warf den Kopf nach hinten.

Ich tat es ihr gleich, sah die Kronen der Bäume, die Wolken und den blauen Himmel schneller und schneller in einem Strudel verschwimmen.

Irgendwann rutschten ihre Hände aus meinen, bis nur noch unsere Finger sich berührten. Sie entglitt mir. Mein Lachen erstarb und ich schrie auf, als ich mit dem Po auf der Wiese landete.

Nici lachte noch immer. Auch sie saß auf dem Rasen, ein paar Meter von mir entfernt, sah mich an, ließ sich nach hinten fallen und breitete die Arme zu den Seiten aus. Auch ihr Lachen verstummte.

Ich krabbelte zu ihr. Die Welt drehte sich weiter und bestimmt wäre ich wieder umgefallen, wenn ich aufgestanden wäre. Als ich sie erreichte, legte ich mich auf den Rücken und sah in den Himmel.

Ich schloss die Augen, hörte das Zwitschern der Vögel und das Rauschen des kleinen Baches, der hinter dem Haus meiner Großmutter entlangfloss. Nach ein paar Sekunden spürte ich Nicis Finger an meinen. Sie griff nach meiner Hand und ich umschloss die ihre fest.

Das Glück der letzten Minuten schwand. In wenigen Stunden würde dieser Sommer enden. Ein weiteres Mal würden Nici und ich mit unseren Eltern in Züge steigen, die uns in verschiedene Städte brachten. Sie würde nach Bremen fahren und ich zurück nach West-Berlin. Dann wären wir wieder bis zum nächsten Sommer getrennt.

Ich drehte den Kopf in ihre Richtung und öffnete die Augen.

Auch Nici sah mich an. Das Lachen war aus ihrem Gesicht verschwunden. Ihr Mund verzog sich. Ich kannte diesen Ausdruck. Ich kannte ihn so gut, weil sie auf diese Weise immer guckte, wenn ihre Großmutter uns abends ins Bett schickte oder ihr verbot, noch mehr Kirschen zu essen, ohne die Kerne auszuspucken.

Sie wollte nicht, dass der Sommer endete, sondern dass wir für immer zusammenbleiben konnten. Hier am Bach auf der Wiese, mit der Sonne, die unsere Körper wärmte und dafür sorgte, dass unsere Haare heller und unsere Haut dunkler wurden.

„Wenn ich ein Baby bekomme, nenne ich es Lia."

„Und ich nenne meins Ina. Oder Rina."

„Ich will nicht, dass du fährst."

„Und ich will nicht, dass du fährst."

Sie streckte auch die andere Hand nach mir aus. Ich ergriff sie und zog sie an mich.

„Wenn wir uns festhalten, dann können sie uns nicht trennen." Sie schlang ihre Arme um mich.

Ich kicherte. „Das hat letztes Jahr schon nicht funktioniert."

„Ja, du hast recht." Sie seufzte und lockerte die Umarmung so weit, dass unsere Köpfe einander gegenüber im Gras lagen. Sie drückte ihre Stirn gegen meine.

„Ich werde dich so sehr vermissen."

„Ich dich auch." Sie drehte sich wieder auf den Rücken, löste ihre Finger von meinen und schlug auf den Boden. Dann richtete sie sich auf, stemmte die Hände in die Hüften und sah mich herausfordernd an. „Komm, Katarina, wir werden

unseren letzten Tag nicht heulend verbringen.“ Sie klang wie ihre Großmutter Lotti.

Ich grinste, sprang auf, stellte mich neben sie und verstellte meine Stimme so, dass ich wie meine eigene Oma, Anita, klang. „Du hast absolut recht, Nina Cicilia. Was machen wir?“

Sie senkte ihre Stimme und näherte ihren Kopf meinem, damit nur ich sie verstehen konnte. „Wir gehen zum alten Willy.“

Wieder grinste ich, dieses Mal verschworen und in dem Wissen, dass uns ein letztes Abenteuer in diesem Sommer bevorstand.



eins

NICI

Juli 1974 - zehn Jahre später

Die Felder und Wiesen zogen genau so am Fenster vorbei, wie sie es immer getan hatten. Wolken verhängten den Himmel und trotzdem war es drückend heiß. Ich wischte mir mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn und warf dem Mann, der mir gegenübersaß und mich beobachtete, einen Blick zu, der ihn hoffentlich dazu veranlasste, wegzuschauen. Schlimm genug, dass er mich seit der Abfahrt in Bremen ununterbrochen vollqualmte. Wie immer waren die Nichtraucherabteile besetzt gewesen.

Der Mann lächelte auf eine widerliche Art und statt ihm war ich diejenige, die den Kopf drehte und wieder aus dem Fenster sah.

Seit einer Stunde war ich unterwegs. Eine weitere würde die Fahrt noch dauern. Normalerweise kribbelte mein gesamter Körper auf dieser Reise. Schon als meine Mutter mich noch begleitet hatte, hatte ich kaum still sitzen und es nicht abwarten können, dass wir endlich ankamen.

Zum ersten Mal war dies anders.

Während ich mich früher immer auf die Sommerferien bei Oma Lotti im Harz gefreut und nie vermisst hatte, was ich zu Hause in Bremen zurückließ, fragte ich mich dieses Mal, ob nicht auch zwei Wochen ausreichen würden.

Sechs Wochen. Wie sollte das funktionieren?

Sicher würde Tommy sich in der Zeit ein anderes Mädchen suchen. Warum sollte er auf mich warten? Nur, weil wir uns beide für Fotografie interessierten und er mir unter das T-Shirt fassen durfte?

Sechs Wochen waren einfach zu lang, um sie in diesem Dorf zu verbringen. Es gab dort nichts zu tun, wenn man siebzehn Jahre alt war. Ich konnte nicht einkaufen gehen, mich nicht mit Freunden treffen, es gab keine Rollschuhbahn und erst recht keine Kinos.

Früher hatte mir all das nicht gefehlt. Aber jetzt … jetzt überkam mich das Gefühl der Langeweile schon, bevor ich überhaupt einen Fuß auf den einsamen Bahnsteig gesetzt hatte.

Es war ein kleines Dorf. In seinem Kern standen die Häuser dicht beieinander, doch je weiter man sich vom Dorfmittelpunkt entfernte, umso größer wurden die Abstände zwischen den Grundstücken. Es gab einen Bäcker, einen Metzger, einen Tante-Emma-Laden und eine Gaststätte. Mehr nicht.

Ich öffnete meinen Rucksack und zog die Papiertüte mit den belegten Broten heraus, dir ich mir heute Morgen vor der Abfahrt geschmiert hatte.

Mein Blick glitt wieder zu dem Mann, der mich nun nicht mehr lächelnd, sondern vorwurfsvoll ansah. Ich entlud meine schlechte Laune in einem herausfordernden Blick, zog geräuschvoll eines der Brote aus der Tüte und biss hinein. Dabei raschelte ich noch mehr mit dem Papier und ließ absichtlich einige Krümel auf den Boden fallen.

Er rümpfte die Nase und ich wandte den Blick wieder ab, damit ich nicht laut loslachte.

Von diesem Typen würde ich Kate erzählen.

Kate. Sie war der einzige Lichtblick. Oder wäre es gewesen, wenn nicht …

Wir hatten mit zwei Jahren unseren ersten Sommer zusammen im Dorf unserer Großmütter verbracht. Kate bei Anita und ich bei Oma Lotti. Damals hatte Kates Großvater noch gelebt und unsere Eltern hatten uns begleitet. Auch Kates älterer Bruder Peter war in den folgenden sechs Jahren jedes Jahr mit ihr aus West-Berlin in das kleine Dorf im Harz gereist und hatte den Sommer mit uns verbracht. Irgendwann war er lieber ins Ferienlager gefahren und es waren nur noch Kate und ich und Anita und Oma Lotti gewesen.

Wie würde es in diesem Jahr sein?

Der Zug ratterte über eine Weiche und hielt kurze Zeit danach an einem verlassenen Bahnhof. Ob es hier auch zwei Großmütter gab, die ihre Enkelinnen in den Ferien beherbergten? Mit ihnen Kirschkuchen backten und sie von ihrem Eierlikör trinken ließen?

Ein Lächeln zog über meinen Mund und ich unterbrach das Kauen. Darauf freute ich mich tatsächlich. Oma Lotti verwöhnte mich so sehr, dass meine Mutter sich jedes Mal darüber beschwerte, wenn ich wieder zu Hause war.

Kate und ich waren überzeugt davon, dass unsere Mütter eifersüchtig waren, weil sie eine ganz andere Erziehung erlebt hatten.

Kate.

Würde es so sein wie früher? Nun durchfuhr mich doch ein Kribbeln. Aber es war anders. Es war kein Kribbeln freudiger Erwartung. Ich war unsicher. So, als würde ich vor eine Aufgabe gestellt werden, der ich nicht gewachsen war. Für die ich nicht hatte üben können. Es fühlte sich nicht gut an.



zwei
KATE

„Was machst du noch hier? Wann kommt sie an? Ist sie nicht schon längst da? Warum holst du Nici und Lotti nicht von Lotti ab?“ Omi schnitt den Kuchen in verschieden große Stücke. Das tat sie immer. Sie sagte, sie könnte schließlich nie wissen, wer großen und wer kleinen Hunger hätte. Tatsächlich ermöglichte sie sich dadurch selbst, zunächst ein großes Stück zu essen und sich hinterher noch ein „kleines“ zu genehmigen.

„Um drei.“

Sie sah auf die Uhr und runzelte die Stirn. Sie lag in tiefen Falten, die auch nicht verschwanden, wenn sie ihr Gesicht wieder entspannte. Dabei war sie eigentlich noch zu jung für so eine Alterserscheinung. „Wolltest du sie nicht vom Bahnhof abholen?“

Ich presste die Lippen aufeinander. Ich hatte schon gewollt. Aber ich wusste nicht, ob Nici das auch wollte.

„Katarina?“ Das Runzeln war einem strengen Blick gewichen. „Was ist los?“

„Omi, hör auf, mich so zu nennen. Alle sagen Kate zu mir. Das weißt du doch.“

„Und du weißt, dass ich nicht alle bin. Also, was ist los?“

Ich verdrehte die Augen. „Nichts ist los.“

Sie musterte mich und ich konnte ihre ungesagten Worte fast hören. Aber sie schwieg. So wie sie es immer tat, wenn sie wusste, dass ich ihr nicht die Wahrheit sagen würde. Das war schon damals so gewesen, als Nici und ich einen Teller mit ihrem Kirschkuchen stibitzt hatten, den sie extra für einen Basar im Gemeindehaus zur Seite gestellt hatte.

Wir hatten so viel von dem Kuchen verschlungen, dass wir danach stundenlang mit furchtbaren Bauchschmerzen auf der Wiese im Garten gelegen hatten. Nici hatte sich sogar übergeben. Aber wir hatten den Diebstahl abgestritten und meine Großmutter hatte schließlich aufgegeben und uns einen Tee gekocht.

„Dann koch wenigstens schon mal den Kaffee.“

Ich stand schwerfällig auf. Es war zu heiß für jede Bewegung. Und zu schwül. Der Himmel war grau und drückte die Luft zur Erde. „Können wir nicht Eiskaffee machen?“

Meine Großmutter sah auf den Kuchen und schüttelte den Kopf. „Nun mach schon.“

Ich ging zur Küchenzeile, wollte Wasser auf dem Herd aufsetzen und stockte. „Omi, du hast ja eine Kaffeemaschine.“

„Kannst du damit umgehen?“

Ich nickte. „Natürlich kann ich das.“ Ich nahm einen Filter aus dem Paket, das neben der Maschine stand, und setzte ihn ein. „Aber warum?“

„Lotti hat sich eine besorgt.“ Lotti war die Großmutter von Nici. Sie und Omi lebten schon immer in diesem Dorf. Ihre Töchter, unsere Mütter, waren hier geboren und zusammen aufgewachsen. „Es geht doch um einiges leichter.“

Ich füllte Pulver in den Filter und Wasser in den Tank. „Ja, das stimmt.“

In diesem Moment klopfte es an der Tür, die von der Küche direkt in den Garten führte. Sie stand offen und als ich hinsah, erkannte ich Lottis strahlendes Gesicht. Hinter ihr stand Nici.

Sie strahlte nicht.

„Kate, du wirst von Jahr zu Jahr hübscher." Lotti kam auf mich zu und schloss mich in die Arme. Sie und meine Großmutter waren im gleichen Alter. Nur wenige Monate lagen zwischen ihren Geburtstagen. Dennoch wirkte Lotti in ihrem gesamten Auftreten jung. Ihr Gesicht trug kaum sichtbare Falten. Sie kleidete sich modern und ihre Wimpern waren getuscht.

„Hallo, Lotti, ich freue mich, dich zu sehen." Ich erwiderte die Umarmung, denn ich freute mich wirklich.

Sie löste sich von mir.

„Wie war die Fahrt durch den Osten? Bist du wieder kontrolliert worden wie im letzten Jahr?"

Omi antwortete an meiner Stelle. „Nein, aber ihre vermaledeiten Eltern haben es auch dieses Mal nicht fertig bekommen, sie zum Bahnhof zu bringen. In ein Taxi haben sie sie gesteckt."

„Das ist wirklich nicht schlimm, Omi. Es sind nur zehn Minuten bis zum Bahnhof Zoo. Ich hätte auch den Bus nehmen können."

Die beiden Frauen sahen sich erschrocken an. Für sie war West-Berlin Kriegsgebiet und dass ich mich dort ohne erwachsene Aufsicht bewegte, eine Schande. Als wir im Mai zur Jugendweihe meiner Cousine Krissi in den Osten gefahren waren, hatte meine Mutter Omi versichern müssen, dass sie mich nicht allein herumlaufen lassen würde.

Lotti schüttelte den Kopf. „Trotzdem. Mit Nici hat auch wieder niemand gewartet. Es ist immer dasselbe. Aber Schluss jetzt, ich will eurer Wiedersehensfreude nicht im Weg stehen." Sie sah zu Nici. „Nici hatte eine etwas anstrengende Fahrt. Ein Mann hat sie beim Schaffner verpetzt, weil sie auf den Boden gekrümelt hat."

Ich sah zu Nici, die zögerlich in die Küche trat, meine Großmutter mit einer Umarmung begrüßte und dann zu mir kam.

Die beiden Frauen gingen zurück zu dem Tisch, an dem meine Großmutter bis vor wenigen Minuten den Kuchen

geschnitten hatte, und wandten uns den Rücken zu. Ihre Unterhaltung hörte ich kaum.

Nici sah mich an. Sie musste den Kopf etwas heben, weil ich größer war als sie. Ein zaghaftes Lächeln schob sich in ihre Mundwinkel. Ich erwiderte es und hätte in Tränen ausbrechen können. Es war genauso, wie ich es erwartet hatte. Nichts war mehr, wie es war. Alles war verändert.

„Mädchen, geht doch in den Garten und pflückt noch ein paar Beeren, ja?" Meine Großmutter hielt uns zwei Schalen entgegen.

Jede von uns nahm eine und gemeinsam trotteten wir in den Garten.

„Du Himbeeren, ich Johannisbeeren?"

Nici pflückte lieber Himbeeren, weil sie diese mehr mochte und sich jede zweite in den Mund steckte.

Noch vor einem Jahr hätte sie mich deshalb schief angegrinst. Jetzt aber nickte sie nur, ging zu den Himbeersträuchern und zog gelangweilt eine Frucht nach der anderen vom Stiel. Aus dem Haus drang das Lachen von Lotti, aus der anderen Richtung hörte ich das Plätschern des Baches. Ich seufzte leise, wandte den Blick von Nici ab und ging zu den Sträuchern auf der anderen Seite des Gartens.

Irgendwann trat Nici wieder neben mich. „Fertig?"

Ich sah zu ihr und für einen winzigen Moment war es wie früher. Ihr Blick war mir vertraut. Die Art, wie sie roch, erinnerte mich an früher. Ich wollte etwas sagen, sie in die Arme schließen, aber bevor ich mich dazu durchringen konnte, drehte sie sich in Richtung Haus und verschwand darin.

Ich hatte es versaut.



drei

NICI

Ich stocherte auf meinem Teller herum, hatte mir das kleinste Stück Kuchen genommen und es bisher kaum angerührt. Am liebsten wäre ich in das Haus von Oma Lotti gegangen, hätte mich auf mein Bett gelegt und einen Brief an Tommy geschrieben.

Kate warf mir immer wieder verstohlene Blicke zu.

Unsere Großmütter schienen nichts zu bemerken. Sie diskutierten darüber, ob dieser Mann im Zug das Recht gehabt hatte, mich beim Schaffner zu verpfeifen.

Ich griff nach meiner Kaffeetasse und sah zu Kate.

Sie erwiderte meinen Blick. Es lagen Fragen darin. Und die Sehnsucht danach, dass wir endlich wieder wir sein konnten. Ich spürte diese Sehnsucht selbst. Seit dem Moment, in dem ich sie vor einer Stunde das erste Mal wiedergesehen hatte, wollte ich, dass alles so war wie früher.

„Was haltet ihr davon, Kinder?"

Erschrocken sah ich zu Anita. „Was?"

Sie schüttelte den Kopf, kommentierte meine Reaktion aber nicht. „Es ist noch so viel Kuchen übrig. Würdet ihr ihn zu Frau Mayer bringen?"

Ich sah wieder zu Kate, genau in dem Moment, in dem sich der Ausdruck in ihrem Gesicht änderte. Sie wirkte entschlossen. „Das machen wir gern, Omi." Sie sprang auf, ging zum Schrank, um einen frischen Teller herauszunehmen, und kam zurück zum Tisch.

Ich hätte sagen können, dass ich nicht mitgehen wollte. Aber dann hätte ich mich den Blicken und Fragen unserer Großmütter aussetzen müssen. Von hier würde ich nicht so leicht wieder wegkommen. Von Kate schon. Das war meine Chance.

Ich half Kate, Kuchen auf den Teller zu schieben, legte ein paar Beeren dazu und deckte alles mit einem Baumwolltuch zu.

Minuten später verließen wir das Haus und gingen den vertrauten Weg zum Hof von Frau Mayer. Schweigend. Zehn Minuten lang liefen wir ohne ein Wort am Bach entlang, weil dies der kürzeste Weg war. Sie war schon eine Greisin gewesen, als wir noch Kinder waren, und wir hatten uns immer ein bisschen vor ihr gefürchtet.

Ich ließ die Umgebung auf mich wirken, erkannte den Baum, von dem ich vor sechs Jahren gefallen war, ohne mir etwas zu brechen, den Steinhaufen, den wir im letzten Sommer angehäuft hatten, damit er uns vor bösen Monstern beschützte, und den alten Schuppen, den seit Jahren niemand mehr nutzte und der längst hätte zusammenbrechen müssen, es aber nicht tat.

„Du hast kaum etwas gegessen." Kate wollte ein Gespräch anfangen.

Und ich wollte ebenfalls nicht länger schweigen. Sechs Wochen. „Ich hatte keinen Hunger."

„Richtig, die Brote."

Mein Kopf schnellte zu ihr. Ich hatte richtig gehört. Sie grinste.

„Das war echt nicht witzig." Wut stieg in mir auf, aber sie fand keinen Raum, in dem sie sich ausbreiten und manifestieren konnte.

„War es nicht?“ Kates Grinsen wurde breiter.

Ich schüttelte den Kopf, hielt aber inne, als ich spürte, wie sich auch meine Mundwinkel hoben. Die Wut verschwand und an ihre Stelle trat Leichtigkeit. „Du hättest sein Gesicht sehen sollen, als ich die Papiertüte eine Minute lang zusammengeknüllt und dann einfach auf den Boden geworfen habe.“ Für einen Moment war es wie früher.

Bis Kates Grinsen verschwand. Es wich einem traurigen Ausdruck, in dem Hoffnung schwamm.

In diesem Moment fiel ein Tropfen auf ihre Wange. Es war keine Träne, auch wenn die ziemlich gut gepasst hätte.

Sie sah nach oben. „Es fängt an zu regnen.“ Sie blickte wieder zu mir und dann zu dem Kuchen, den ich in der Hand trug. „Wir werden es nicht bis zu Frau Mayer und wieder zurück schaffen.“

Nein, das würden wir nicht. Weitere Tropfen trafen uns, in der Ferne grollte Donner und innerhalb von Sekunden zog ein Wind auf, der das Tuch vom Kuchenteller wehte. Kate rannte hinterher, schnappte es und stand danach japsend wieder vor mir. „Wir müssen uns unterstellen.“ Sie drehte auf dem Absatz um. „Komm, zum Schuppen.“

Ich zögerte, blickte zum Himmel und blinzelte, weil sofort Regentropfen in meine Augen fielen.

Kate nahm mir den Kuchen ab. „Nun, komm schon.“ Sie griff nach meiner Hand.

Ich wartete, bis mich die Berührung erreichte, sah zu ihr und nickte. „Okay.“

Gemeinsam rannten wir ein Drittel des Weges, den wir bisher gegangen waren, zurück. Mit jedem Schritt schien der Regen stärker, das Donnergrollen lauter zu werden. Über den Wiesen zuckten Blitze und erhellten die von den Wolken erschaffene Dunkelheit für Sekundenbruchteile mit weißen und rosafarbenen Explosionen.

Nirgendwo war ein Gewitter so beeindruckend wie hier. Jeden Sommer erlebten wir mindestens eines dieser Art und



jedes Mal beobachteten wir es andächtig, unterbrachen, womit wir zuvor beschäftigt gewesen waren, um die Magie zu spüren.

Kate hielt noch immer meine Hand. Unsere Haut war nass und meine Finger hätten leicht von ihren rutschen können, aber sie hielt mich so fest, wie sie es früher auch getan hatte.

Nach wenigen Minuten erreichten wir das alte Backsteinhaus. Die Tür hing schon seit Jahren kaum noch in der einzig verbliebenen Angel. Ich nutzte meine freie Hand, um sie aufzuziehen, und wie jedes Mal wagte ich es zunächst nicht, hineinzugehen.

Der Schuppen hatte keine Fenster, der Boden war übersät mit alten Blättern und Sand. Meine Großmutter hatte erzählt, dass hier früher Gerätschaften für das Bestellen der angrenzenden Felder gelagert worden waren, aber diese Felder wurden schon seit vielen Jahren nicht mehr bewirtschaftet. Die Geräte waren verschwunden, die Besitzer hatten die Hütte sich selbst überlassen.

Als meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten und der Regen noch etwas stärker zu werden schien, trat ich hinein. Kate folgte mir. Sie wollte die Tür hinter sich zuziehen, aber ich hielt sie davon ab. „Es ist zu dunkel." Ich ging weiter bis an die gegenüberliegende Wand. Dort tastete ich auf dem Boden nach dem kleinen Berg aus Blättern und Steinen, den wir im letzten Sommer angehäuft hatten.

Er war noch da. Nichts hatte sich verändert.

Ich schob alles beiseite, bis die Keksdose zum Vorschein kam.

Kate stand in der Tür und wartete.

Ich nahm die Kerzen und die Streichhölzer aus der kleinen Metallbox, legte die Box in die Mitte des Raumes, stellte die Kerzen darin auf und zündete sie an. Sofort erhellte warmes Licht die alten Wände, auch Kates Gesicht leuchtete auf. Schatten flogen durch den Schuppen, als der Wind die kleinen Feuer zum Tanzen brachte.

Kate zog die Tür zu und verschloss sie mit dem Haken, den wir vor ein paar Jahren befestigt hatten. Dann kam sie zu mir.

Ihre Haare waren so nass, dass das Wasser in Strömen über ihr Gesicht floss. Lange blonde Strähnen, die nun viel dunkler waren, hingen von ihrem Kopf. Die Schminke, die sie auf Wimpern und Lidern aufgetragen hatte, war verwischt und das grüne Sommerkleid klebte an ihrem Körper.

Zu lange hatte ich den Blick darauf fixiert. Als ich wieder aufsah, lag in ihrem Blick eine stumme Frage. Aber dann schüttelte sie den Kopf und grinste. „Das war doch mal ein gelungener Ferienstart, oder?"

Ich nickte zögerlich. Sechs Wochen.

Sie nahm das durchnässte Tuch vom Kuchen. „Er ist vielleicht nicht mehr so gut wie vor einer Stunde, aber ich denke, wir sollten ihn trotzdem essen." Kate tippte mit dem Finger auf den Kuchen. „Sieht so aus, als hätten wir Glück." Sie sah auf und grinste mich an. „Wir müssen ihn nicht erst auswringen."

Ich schüttelte den Kopf über ihren blöden Witz, nahm aber eines der Kuchenstücke. Es würde meinen Mund füllen und das Schweigen erträglicher machen.

Doch Kate schwieg nicht. „Deine Großmutter hat meine Großmutter dazu gebracht, eine Kaffeemaschine zu kaufen. Kannst du dir das vorstellen? Meine Mutter versucht seit Jahren, sie davon zu überzeugen, und dann von jetzt auf gleich steht plötzlich eine in der Küche. Wart's ab, am Ende des Sommers kauft sie sich einen Farbfernseher und wir können samstags die Hitparade gucken."

Ich erwiderte nichts. Es wäre leicht gewesen, in das Geplänkel einzusteigen, aber ich wollte es nicht.

„Wenigstens müssen wir kein Fußball gucken. Mein Bruder kann an nichts anderes mehr denken."

Endlich fand ich einen Weg in das Gespräch. „Also, ich schaue mir gern hin und wieder ein Spiel an."

„Peter würde dich nicht mitgucken lassen." Peter war Kates älterer Bruder und sie äffte seine Stimme nach: „Mädchen und Fußball, das ist so wie Erdbeereis mit Blutwurst."

Angewidert verzog ich das Gesicht und wechselte das Thema.

„Wie geht es ihm denn?“

Sie biss in ihren Kuchen und kaute.

„Nichts Neues?“

Sie schluckte den Bissen hinunter. „Er studiert jetzt an der FU in Zehlendorf.“

Das wusste ich bereits.

„Trotzdem wohnt er noch zu Hause und ich habe keine Lust mehr auf seine stumpfsinnige Freundin.“

Ich nickte nur, biss in mein eigenes Stück Kuchen und schwieg.

Eine Weile lauschten wir dem Regen. Zumindest war es das, was ich tat. Kate starrte in die Kerzen und aß den Kuchen.

Irgendwann, kurz nachdem ein weiterer Donner über uns gerollt war, sagte sie: „Es tut mir leid, Nici.“ Sie hob den Blick und sah mir in die Augen. „Das, was letzten Sommer passiert ist. Ich wusste nicht, dass … Es war nicht so gemeint. Das musst du mir glauben.“

Ich starrte sie an.

„Können wir das nicht einfach vergessen?“

Sechs Wochen. Sechs Wochen würden wir miteinander verbringen.

„Bitte.“

Ich atmete tief durch, wobei ein Krümel zu dicht an meine Luftröhre kam. Ich hustete, würgte und hustete wieder.

Kate schnellte zu mir, klopfte mir auf den Rücken und irgendwann schaffte ich es, das winzige Stück trockenen Teigs aus meinem Hals zu bekommen.

Tränen liefen mir über die Wangen und ich rang um Atem. „Danke.“ Die Kleidung auf meiner Haut fühlte sich noch klammer an. Eine Gänsehaut überzog meinen Körper.

Sie legte den Kopf schief und grinste mich unsicher an. „Hast du das jetzt extra gemacht, damit wir nicht darüber reden müssen?“

Ich sah sie ungläubig an. Aber dann nickte ich und grinste selbst. „Selbstverständlich.“ Meine Stimme krächzte und

ich räusperte mich ein weiteres Mal. „Das ist gerade angesagt. Wenn du über ein Thema nicht reden möchtest, dann täuschst du einen Erstickungsanfall vor."

„Du willst nicht darüber reden?" Ihr Grinsen verschwand.

Ich schüttelte den Kopf und sah sie ernst an. „Nein, Kate, ich möchte nicht darüber reden."

„Dann können wir die Sache vergessen?"

Ich zögerte, aber dann sagte ich: „Ja. Ja, das können wir." Ich sprach leise, vielleicht weil ich mir selbst nicht sicher war. Vielleicht, weil ich Angst hatte, jemand könnte uns hören.

Sie lächelte warm. „Schön." Sie hielt ihr Kuchenstück in die Höhe. „Dann auf einen fantastischen Sommer."

Ich stieß mit meinem dagegen. „Auf einen fantastischen Sommer." Noch immer fühlte es sich anders an, hier mit ihr zu sitzen. Aber endlich konnte ich daran glauben, dass sich dieses Gefühl in den folgenden Tagen in jenes zurückverwandeln würde, nach dem ich mich von Sommer zu Sommer sehnte.

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »1974. Einer dieser Sommer.« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen **Bei Amazon kaufen**

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© A.D. WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.

A.D.WILK

LESEPROBE

EINER DIESER Sommer



1984

roman

abu



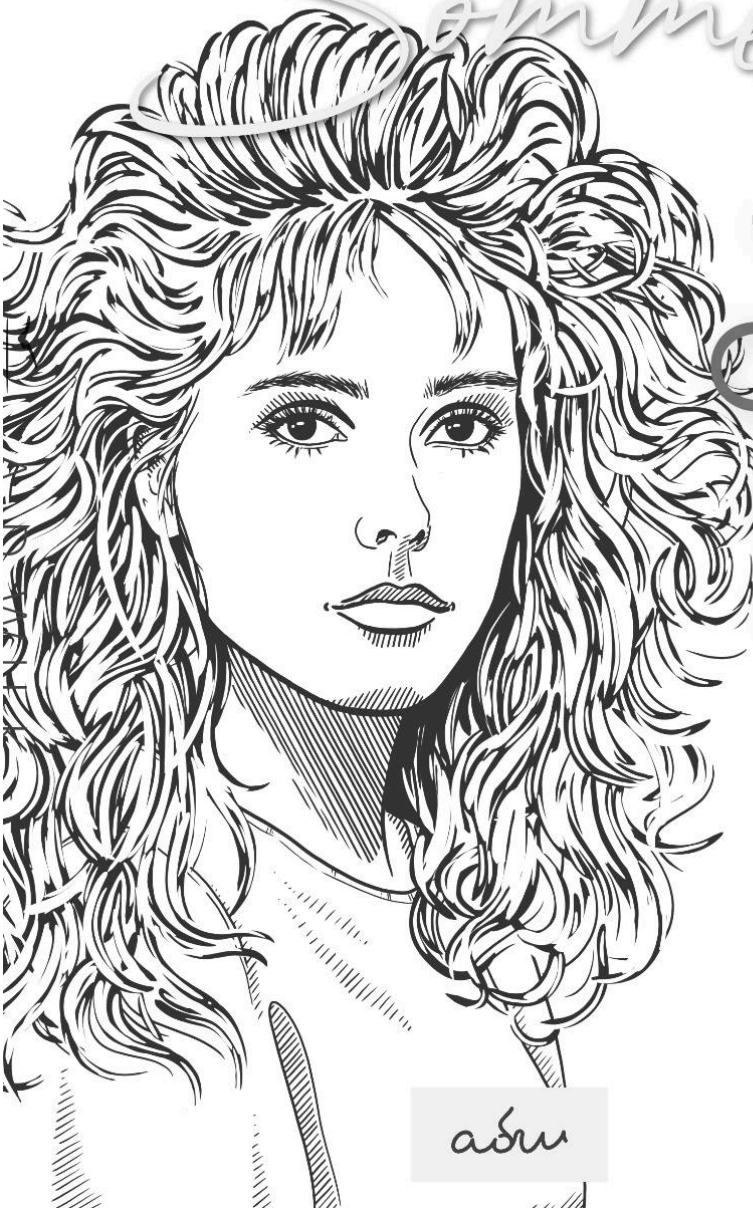


Erhalte ein ganz besonderes Extra
zu diesem Buch, wenn du dich für
meinen Newsletter anmeldest.

adwilk.de/1984-newsletter

A.D.WILK

EINER DIESER Sommer



1984

roman

adru

Danke Mama, Petra, Vera, Marlies,
Heide und ihr anderen.
Die besten Nachbarn der Welt!

Für die Frauen,
die nicht mutig sein konnten.

prolog
NOAH

JANUAR 1984

Du wirst sehen, Liebling, schon bald ist alles anders.“ Ich streichelte ihr sanft über den Arm, spürte ihre weiche Haut unter meinen Fingerspitzen und lächelte.

„Noah …“ Kim flüsterte und senkte den Blick.

Ich legte meine Stirn auf ihre, strich mit der Nase über die ungeschminkte Wange und ließ meine Lippen auf ihren Mund treffen. Kim erwiderte meinen Kuss zaghaft.

„Und du bist morgen Abend zurück?“

„Morgen Abend.“ Ich umarmte sie. „Wenn ich ein Telefon finde, rufe ich heute Abend bei Frau Kowalkowska an. Aber ich kann es dir nicht versprechen.“

„Du könntest einfach in einem Hotel schlafen. Dort gibt es Telefone.“ Sie legte den Kopf schief.

„So sparen wir Geld, das weißt du doch. Wenn ich zurück bin, packen wir und in weniger als vier Wochen …“

„… beginnen wir unser neues Leben.“ Endlich lächelte sie und ich verliebte mich ein weiteres Mal in diese wundervolle Frau, die es nicht verdient hatte, so zu leben. Die Frau, mit der ich es nicht verdient hatte, mein Leben zu verbringen. Was für ein Idiot war ich in der Vergangenheit gewesen? Doch das würde sich nun alles ändern. Ich hatte es ihr versprochen. Und dieses Mal würde ich mein Versprechen halten.

„Ganz genau. Unser neues Leben." Wieder küsste ich sie, zog sie etwas näher an mich und flüsterte: „Und wer weiß, vielleicht sitzen wir zum nächsten Weihnachtsfest zu dritt unter unserem Baum in Berlin." Meine Hand glitt liebevoll zu ihrem Bauch.

Sie erwiderte nichts, sah mich jedoch aus großen, traurigen Augen an.

„Kim." Meine Hand fuhr um ihre Taille. „Ich bekomme immer, was ich will, das weißt du doch." Noch einmal küsste ich sie. „Und das hier will ich mehr als alles andere."

eins

KIM

JULI 1984

Der schmale Fluss schlängelte sich inmitten kleinerer Bäume und verschiedener Sträucher durch das Tal, dessen Berge künstlich aus Beton erschaffen worden waren. Ich sah sogar ein paar Fische und Maria hatte mir erzählt, dass man weiter hinten im Wald Rehe und Hasen beobachten konnte. Ich hielt nicht nach den Tieren Ausschau, sondern verweilte am gleichen Platz.

Mein Platz, unterhalb der Brücke, wenn es regnete, direkter an der Straße, wenn es trocken war. Heute verhängten weiße Wolken den Himmel.

Seit vier Monaten kam ich täglich und verharrte für eine Stunde oder zwei. An Wochenenden länger. Im Frühling hatte ich ganze Tage damit verbracht, dem Lauf des Wassers dabei zuzusehen, wie dieses unaufhörlich seinem Strom folgte.

Ich vergaß Durst und Hunger und die meisten anderen meiner Bedürfnisse. Die Verantwortung dafür trug nicht der Fluss. Er schwemmte auch meine Gedanken nicht davon, überspülte sie aber und ließ mein Bewusstsein in einer friedlicheren Leere zurück.

Ich hatte versucht, diese Leere an anderen Stellen zu finden. Tiefer im Gestrüpp, dort, wo die Rehe sich versteckten. Doch Unstetigkeit und Unruhe hatten mich nach wenigen Minuten eingeholt und ich war zurückgefallen.

Gefallen. Seit Monaten fiel ich. Ich prallte nicht auf, ich hielt mich nirgendwo fest. Ich befand mich in einem freien



Fall, von dem ich nicht wusste, ob ich ihn aufhalten wollte. Was würde dann geschehen?

Ein Knacken ließ mich aufblicken. Es kam vom anderen Ende der Brücke, der anderen Straßenseite. Und dann hörte ich die Schritte, die sich am Rand des Wassers auf dem schmalen, matschigen Uferstreifen entlang bewegten. Sekunden später tauchte ein etwa zwölfjähriger Junge in der Tunnelöffnung auf.

Mit einem Runzeln auf der Stirn sah er mich an, ging weiter und blieb etwa zehn Meter entfernt erneut stehen. Er suchte den Boden ab, beugte die Knie und setzte sich.

Was sollte das denn? War es nicht eindeutig, dass ich hier saß und allein sein wollte?

Für einen Moment drängte mich ein innerer Widerwille, mich zu erheben. Doch was dann? Nein, ich war zuerst hier gewesen. Und ich würde es aushalten, dass er hier war, bis er wieder ging. Vermutlich würde es nicht lange dauern. Verstohlen musterte ich ihn. Er beobachtete das Wasser, legte zunächst ein Stöckchen, dann mehrere Blätter nacheinander auf die winzigen Wellen und ließ alles davonschwimmen.

Dunkle, glatte Haare fielen ihm ins Gesicht. Er war kleiner als ich.

Als er zu mir sah, konnte ich den Kopf nicht schnell genug abwenden und war von seinem Anblick gefesselt. Dunkle Augen betrachteten mich aufmerksam. Er lächelte nicht. Stattdessen fand sich in seinen Zügen eine tiefe Traurigkeit, die jener, die ich in mir spürte, so ähnlich war. Eine Traurigkeit, die nicht auf dieses junge Gesicht gehörte.

Meine Lippen öffneten sich ohne mein Zutun und auch die Worte, die zwischen ihnen hervorsprudelten, hatte ich nicht in Auftrag gegeben. „Ich bin Kim. Hallo."

Wieder runzelte er die Stirn. Vielleicht hatte er noch weniger als ich damit gerechnet, meine Stimme zu hören. Nach einigem Zögern sagte er: „Moritz."

Ich überging seine Einsilbigkeit. „Hallo, Moritz."

Er wandte den Kopf ab und ich kam mir dämlich vor. Andererseits hatte er sich zu mir gesetzt. „Was machst du hier?“ Ich sah auf meine Armbanduhr. Ein Geschenk. Es war später Nachmittag.

Er schüttelte die langen Strähnen. „Nichts Besonderes.“

Mehr sagte er nicht und ich saß wieder unschlüssig da. Der Frieden war mit seinem Auftauchen verschwunden und ich hatte das Gefühl, eine Unterhaltung mit dem Eindringling führen zu müssen, um zumindest zu erfahren, warum er meine Ruhe gestört hatte. *Unsere* Ruhe.

„Ist heute nicht der letzte Schultag?“ Maria hatte mir davon erzählt. „Willst du das nicht mit deinen Eltern feiern?“

„Geht nicht.“

Ärger stieg in mir auf. Was wollte er hier? Hockten irgendwo im Gebüsch seine Freunde und warteten kichernd darauf, wann er mich vertrieben haben würde? Vielleicht hatten sie sogar Wetten abgeschlossen.

„Hör zu, Moritz, ich komme hierher, um allein zu sein.“

Endlich sah er mich wieder an. „Ja, ich auch.“

Ich presste die Lippen aufeinander. „Warum setzt du dich dann zu mir?“

„Das habe ich nicht.“ Er streckte den Arm aus, wie, um mir zu bedeuten, dass sich zwischen uns jede Menge Platz befand.

Gern hätte ich ihn weggeschickt. Gern hätte ich ihm gesagt, warum ich allein, richtig allein sein wollte. Doch das würde ich nicht tun, konnte es nicht. Er würde es ohnehin nicht verstehen. Ich tat es ja selbst nicht.

Ich sah zur anderen Seite, in die Richtung, aus der er gekommen war. Der kurze Tunnel war dunkel, doch am anderen Ende strahlte das Tageslicht umso deutlicher. Es wirkte heller als auf dieser Seite, was sicher dem Kontrast geschuldet war, den der Schatten der schmalen Unterführung hervorrief. Noah würde den Kopf schütteln, wenn ich ihm von so einer Beobachtung erzählen würde. Aber auch das würde ich nicht tun.

Langsam erhob ich mich.

„Wo gehst du hin?“ Er war alt genug, um zu wissen, dass es unhöflich war, eine erwachsene Frau zu duzen, doch andererseits hatte ich mich mit meinem Vornamen vorgestellt. Warum hatte ich das getan?

Ich wandte den Blick zu ihm. Wieder war da dieses Runzeln auf seiner Stirn.

„Ich sagte doch, ich möchte allein sein. Wenn du hier sein willst, gehe ich auf die andere Seite.“

Ein paar Sekunden sahen wir einander an. Dann nickte er und senkte den Blick wieder auf das Wasser vor ihm.

Ich war etwas enttäuscht, konnte mir nicht erklären, warum, und setzte einen Fuß auf einen der Steine, die am Rand des Ufers lagen. Sofort rutschte ich ab und landete mit der Ledersandale im Wasser. So ein Mist! Schmutziges Wasser umspülte mein Bein bis knapp unter das Knie. Ich trug einen kurzen Rock, obwohl es noch immer zu kalt war für einen Sommertag Anfang Juli.

„Die Sohle ist zu glatt. Du solltest die Schuhe ausziehen.“

Er hatte recht. Ich zog den Fuß aus dem Wasser, entledigte mich der Sandalen, raffte den Rock und trat vorsichtig in das Flussbett. Kleine Steine bohrten sich in meine Fußsohlen und Algen umspülten glitschig meine Knöchel. Widerwillig trat ich voran und hoffte, dass im Dunkel unter der Brücke keine Glasscherben verborgen lagen.

Ich hatte Glück. Ich erreichte die andere Seite unversehrt, trat ins Gras des Uferbereichs und setzte mich auf eine freie Stelle. Als ich die Augen schloss, kehrte die Ruhe zurück. Ich ließ die Bilder vom Plätschern des Wassers davontragen und wollte in den Frieden tauchen.

Doch stattdessen fand ich Moritz’ traurige Augen.

Weiterlesen: adwilk.de/produkt/1984-einer-dieser-sommer/

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »1984. Einer dieser Sommer.« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen **Bei Amazon kaufen**

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© A.D. WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.

ANDREA WILK

LESEPROBE

this is my dream

ANNA



roman

Danke!

Für nightbirde und all die Menschen, die ihre Träume leb(t)en, weil sie früher als der Rest von uns verstehen mussten, dass das Leben endlich ist.



Have you ever dreamed of something?
Do you live your dreams?
Can you think of something
that makes you feel like this?



eins

Alles Gute zum Neununddreißigsten.“ Es war das vierte Mal, dass Stella mir neununddreißig Minipralinen zum Geburtstag überreichte. Sie mochte den Gedanken nicht, dass eine Vier am Anfang meines Alters stand. Ich auch nicht. Und deshalb strahlte ich sie mit einem diebischen Grinsen an. In ein paar Wochen würde *sie* zum dritten Mal neununddreißig werden und wir hatten uns darauf geeinigt, dass wir diese unbedeutende Flunkerei mindestens genauso lange durchziehen würden wie nach unserem zweiten neunundzwanzigsten Geburtstag. Erst als ich siebenunddreißig wurde, hatte niemand mehr geglaubt, dass ich in meinen späten Zwanzigern war.



Das hatte vor allem daran gelegen, dass Maja und Julian mit ihren damals zehn und sieben Jahren nicht mehr zu diesem Bild gepasst hatten.

„Und, ziehen wir heute Abend um die Häuser?" Stella setzte sich auf meinen Schreibtisch. Erst vor drei Wochen hatte ich endlich wieder mein eigenes Büro bekommen. Fast zwei Jahre hatte es gedauert, bis ich wieder dort angekommen war, wo ich vor über sechzehn Jahren, mit sechsundzwanzig, aufgehört hatte. Es war ein kleines Büro, doch es war meins. Und nach den dreiundzwanzig Monaten, in denen ich die meiste Zeit von zu Hause oder unterwegs gearbeitet hatte, um dem Gewusel im Gemeinschaftsbüro der Berufseinsteiger zu entgehen, fühlte ich mich hier endlich angenommen. Jedoch noch immer nicht angekommen.

„Nein, ich gehe mit Phillip essen." Ich stupste mit dem Zeigefinger gegen ihren Oberarm. „Und das weißt du deshalb so genau, weil du seit fünfzehn Jahren an diesem Tag auf ein oder zwei meiner Kinder aufpasst." Ich lächelte sie an, plötzlich erfüllt von Liebe, die mir die Tränen in die Augen trieb. Ich schluckte sie hinunter, weil ich fürchtete, dass diese in letzter Zeit viel zu häufigen Gefühlsregungen Ausdruck einer viel zu frühen Menopause sein könnten.

Sie schlug sich theatralisch mit der Hand gegen die Stirn. „Ach ja, richtig. Maja und ich wollten diesen neuen Club ausprobieren."

Ich bekam meine Emotionen wieder in den Griff und glucksте auf. „Und was ist mit Julian?"

„Ach, ich habe gestern am Kiosk am Zoo so einen Typen kennengelernt, der total coole Comics sammelt. Ich dachte, wir könnten ihn bei ihm abladen."

Bei diesem Gedanken schüttelte es mich. „Nicht witzig."

„Stimmt. Deswegen habe ich uns Karten für diese Show im Theater am Potsdamer Platz besorgt."

Ich runzelte die Stirn. Das klang nicht nach einem Scherz.

„Morgen ist ein Schultag und Maja schreibt eine Klassenarbeit in Deutsch. Sie hängt in dem Fach sowieso auf der Kippe und kann es sich nicht leisten, unausgeschlafen in die Schule zu gehen."

Stellas Gesicht drückte eine Mischung aus Fassungslosigkeit und Mitleid aus. „Du klingst wie eine richtige Mutter."

„Ich bin eine richtige Mutter." Die letzte Silbe verschluckte ich. Aus offensichtlichen Gründen, die ich aber lieber zur Seite schob, gefiel es mir nicht, diesen Satz zu sagen.

„Ich werde darauf achten, dass die Kleinen vor zwölf im Bett liegen, und ihnen sogar noch eine Gute-Nacht-Geschichte vorlesen. Irgendwo finde ich bestimmt noch unsere Lieblingsausgabe von Pu, dem Bär." Stella hatte selbst keine Kinder. Es war nie dazu gekommen, dass sie ausreichend lange mit einem Mann zusammen gewesen war, um überhaupt darüber nachzudenken. Das lag vor allem an Stella, die ihre Freiheit mehr liebte, als ich es von anderen Menschen kannte.

Wir hatten uns in der siebten Klasse kennengelernt, hatten zusammen das Gymnasium nach der Zehnten abgebrochen und eine Ausbildung im Bereich Mediendesign am Lette Verein absolviert. Und dann hatten wir in derselben Firma angefangen, in der wir noch heute arbeiteten. Sie war inzwischen meine Vorgesetzte, denn sie hatte sich keine vierzehn Jahre Pause gegönnt. Allerdings war sie auch nicht so weit aufgestiegen, wie ich es in der Zeit vermutlich getan hätte.

Sie hatte sich mehrere Auszeiten genommen, um die Welt zu bereisen, und mehrere Beförderungen abgelehnt, weil sie zufrieden mit ihrem Job war, so, wie er war. Ich dagegen wäre die Karriereleiter Stufe für Stufe hochgestiegen, so, wie ich es jetzt tat. Sie hatte vorausgesagt, dass ich in spätestens zwei Jahren ihre Vorgesetzte wäre und in fünf Jahren den Laden führte. Ich konnte mir beides ebenfalls vorstellen, war jedoch nicht sicher, ob mir diese Vorstellung auch gefiel.

„Wo geht ihr hin?"

„Wir essen am Ku'damm und ziehen dann weiter in diese Bar auf dem Motel One am Breitscheidplatz, damit wir direkt danach aufs Zimmer gehen können."

„Uh, fancy. Was wirst du anziehen?"

Nun grinste ich. „Das schwarze Kleid, das wir letzten Monat gekauft haben."

„Unterwäsche?"

Mein Grinsen wurde breiter. „Keine."

„That's my girl." Sie hielt mir die Faust hin und ich boxte mit meiner dagegen. „Ich kann nicht glauben, dass ihr seit zwanzig Jahren zusammen und immer noch so glücklich und dirty seid."

„Aber das sind wir." Ich dachte an Phillip und Wärme breitete sich rund um mein Herz aus. Wieder spürte ich den Impuls zu heulen. Wieder schluckte ich ihn hinunter. Und doch fühlte ich die tiefe Liebe, die uns seit so vielen Jahren verband. Die nicht abnahm, eher wuchs und uns von Tag zu Tag mehr miteinander verband. Dabei waren wir nicht einmal verheiratet, weil keiner von uns dazu je einen Grund gesehen hatte. Die Kinder trugen seinen Nachnamen und ja, irgendwann würden wir vielleicht offiziell Ja zueinander sagen, doch das würde eher aus praktischen Gründen geschehen. Unsere Verbindung brauchte keinen Trauschein.

Es klopfte an der Tür. Stella sprang vom Tisch, nahm einen Stapel leerer Papiere in die Hand und sagte, als die Tür sich öffnete und Harald, der Chef der Grafikabteilung, eintrat: „Das sollten wir uns auf jeden Fall genauer ansehen, wenn du am Montag wieder da bist."

Ich runzelte die Stirn. Am Montag? Heute war Donnerstag und ich hatte mir den morgigen Freitag nicht freigenommen.

„Und jetzt verschwinde endlich." Sie schüttelte den Kopf. „Dass du dir ausgerechnet für deinen Geburtstag einen Zahnarzttermin hast geben lassen."

Ich unterdrückte ein Grinsen, erwiderte aber nichts, weil ich Stellas Flunkerei nicht unterstützen wollte, ihr aber dennoch dankbar dafür war.

„Hallo, Harald." Ich sah zur Tür und Stella wandte sich gespielt erschrocken um.

„Harald, ich habe gar nicht mitbekommen, dass du dort stehst."

„Und ich habe gar nicht mitbekommen, dass Anna sich den morgigen Tag freigenommen hat. Wir haben zwei Meetings, um die XM-Kampagne zu besprechen." Er schaffte es nicht, die ernste Miene aufrecht zu erhalten, und schloss die Tür. „Alles Liebe zum Geburtstag, Anna." Hinter dem Rücken zog er ein Paket hervor, kam zum Tisch und stellte es vor mich. „Ich verspreche, dass ich nicht drauf gesessen habe."

Harald war bekennender Harry Potter Fan und brachte in fast jedem Gespräch einen Verweis auf einen der Filme unter.

Ich hob vorsichtig den Deckel und zum Vorschein kam ein Kuchen, auf dem eine Neunundzwanzig, geformt aus rotem Fondant, prangte. Schon wieder schossen mir Tränen in die Augen. Verdammt! Ich blinzelte ein paar Mal und sah dann auf. „Danke." Meine krächzende Stimme verriet meine übertriebene Rührung und Harald und Stella sahen mich irritiert an.

Ich verschloss die Schachtel wieder, stand unbeholfen auf, ging barfuß um den Schreibtisch und schlüpfte in meine viel zu hohen Schuhe.

„Lass dich umarmen." Stella war nun deutlich kleiner als ich, weil sie sich weigerte, High Heels zu tragen. Ich hatte mich auch nach über zwei Jahren nicht an den entspannteren Dresscode gewöhnt und trug noch immer die hohen Schuhe, die genau wie das Kostüm nicht mehr ganz so gut passten wie vor Majas Geburt. Früher hatte mir beides Selbstbewusstsein verliehen. Als könnten sie die Zweifel überspielen, die ich bei jeder Präsentation vor einem Kunden spürte. Heute hatten sie diesen Effekt nicht mehr im selben Ausmaß.

Meine Arbeit war nicht schlecht. Sie wurde sogar hoch gelobt und inzwischen fragten mich jüngere Kolleginnen oft, was

ich zu ihren Entwürfen sagte. Doch ich wusste, dass ich nicht mit dem Herzen dabei war. Ich könnte besser sein, wenn ich mich wirklich fallen lassen würde. Doch der Gedanke daran schnürte mir den Hals zu und bis heute hatte ich noch nicht herausgefunden, was der Grund dafür war. Immerhin hatte ich mir diesen Job ausgesucht. Ich hatte keine Ahnung, was ich sonst mit meinem beruflichen Leben anstellen sollte.

Ich löste mich aus der Umarmung von Stella, bevor mich der nächste Gefühlsrausch übermannte. Harald strich mir freundschaftlich über den Arm und ich ging zum Garderobenständer, um meine Jacke zu holen. Es war Anfang Mai. Am Morgen war es noch frisch, doch inzwischen zeigte das Thermometer zwanzig Grad Außentemperatur. „Dann bis Montag." Ich fühlte mich nicht wohl bei dem Gedanken, einen ganzen Tag freizunehmen, obwohl ich ihn nicht einmal beantragt hatte. Für einen Moment überlegte ich, Stella danach zu fragen, wie sie das angestellt hatte, doch dann beschloss ich, das Geschenk einfach anzunehmen.

„Bis Montag, Herzchen." Sie schüttelte den Kopf. „Oder nein, warte, wir sehen uns ja später. Sag den beiden, sie sollen um siebzehn Uhr ausgehfein an der Tür stehen, ja? Wir kehren vorher noch bei McDonald's ein." Sie zwinkerte mir zu. „Und eventuell haben wir noch etwas Zeit für die neue Game Hall in den alten Arkaden."



zwei

Das Büro befand sich in einem Gebäudekomplex in der Wilmersdorfer Straße, einer belebten Fußgängerzone, die von der Kantstraße gekreuzt wurde. In weniger als zehn Minuten erreichte man den Ku'damm. Ich trat hinaus und wurde von der vertrauten Geräuschkulisse umschlossen. Menschen, deren Gespräche laut und leise verwaschen an mir vorbei rauschten. Motoren- und Reifenabriebgeräusche. Von irgendwoher drang Musik, das Klingeln eines Fahrrads, das Rufen eines Straßenhändlers, der Gemüse verkaufte. Dieser Teil von Wilmersdorf spiegelte die Berliner Bevölkerung deutlich. Südländische Kinder, die am Springbrunnen spielten, osteuropäische Frauen, die mit großen Einkaufstüten Läden ver-

ließen, Teenager, die so viel Make-up im Gesicht trugen, dass ich unmöglich ihr Alter erkennen konnte. Geschäftsleute in schicken Anzügen, Familien, Punks und und Greise, die sich mit ihrem Rollator durch die Massen schoben.

Das war Berlin.

Ich sog das Leben um mich herum auf. So hektisch und stressig diese Stadt war, so sehr liebte ich das Treiben. Ich ließ mich von ihm führen, vielleicht, weil ich mich selbst hin und wieder richtungslos fühlte. Hin und wieder.

Fünf Schritte lang klackerten meine Absätze über den gepflasterten Boden, doch beim sechsten hörte ich kein hartes Auftreten. Es war eher … matschig. Und bevor ich die Ursache dafür erkunden konnte, rutschte der Schuh, der damit in Kontakt gekommen war, nach vorn. Mein Absatz verhakte sich zwischen zwei Kopfpflastersteinen und Sekunden später hörte ich ein verstörend knackendes Geräusch. Gleichzeitig kämpfte ich um mein Gleichgewicht.

Ich presste die Lider zusammen und zählte bis drei, bevor ich sie vorsichtig wieder öffnete und den Blick nach unten senkte. Es war kein Kackhaufen, von dem die Spitze meines Zweihundert-Euro-Schuhs halb verborgen war. Auch nichts Erbrochenes. Es war … Ich beugte mich etwas nach unten und bildete mir ein, den Knoblauchgeruch wahrnehmen zu können, der von dem weißlichen, quarkähnlichen Haufen emporstieg.

Ich zog den Fuß vorsichtig heraus. Der Absatz baumelte, von Klebstoffresten gehalten, am Rest des Schuhs. Ich humpelte weiter, bis ich eine Bank erreichte. Dort setzte ich mich und nahm den cremefarbenen High Heel in Augenschein. Es war kein Lederschuh und ich war mir sicher, dass ich die Spuren meiner Unachtsamkeit nicht würde gänzlich verschwinden lassen können.

Ich blickte auf, suchte die Umgebung nach einem Laden ab, in dem ich ein neues Paar Schuhe bekam. Auf dem Weg nach unten hatte ich Maja geschrieben, dass ich sie von der Schu-

le abholen würde, damit wir zusammen ein Eis essen gehen konnten. Fast war ich erleichtert, dass ich nicht zu Fuß dorthin laufen musste.

Der einzige Laden, der in Reichweite lag, war Woolworth. Notdürftig wischte ich die Paste vom Schuh und humpelte dann hinüber. Ich erntete irritierte und fast schon boshafte Blicke, als ich den Laden betrat, und bereute es sofort, nicht ein paar mehr Schritte in Kauf genommen zu haben. So schnell ich es schaffte, arbeitete ich mich zu einem Regal mit Schuhen vor. Ich fand ein Paar Ballerinas in meiner Größe und ging mit ihnen zur Kasse, um sie zu bezahlen.

Die junge Frau, die Kaugummi kauend das Etikett scannte, grinste mich an. „Willste die alten Dinger gleich hier lassen?"

Ich überlegte, fragte mich, ob ich sie je wieder tragen würde, und entschied, dass ich sie ihr geben konnte. Ihre Augen weiteten sich, als sie die Marke erkannte. Als hätte mich diese Erkenntnis in ihrer Sicht auf ein anderes Level gehoben, siezte sie mich nun. „Sind Sie sicher, dass Sie die nicht reparieren lassen wollen?"

Ich winkte ab. „Sie waren mir sowieso zu klein."

„Aber …"

Ich lächelte sie freundlich an und zwinkerte ihr zu. „Vielleicht haben wir ja die gleiche Größe."

Als ich wieder draußen stand, die Füße in den neuen Schuhen, atmete ich auf. Endlich war ich diese Schuhe los. Nicht nur für den heutigen Tag. Nein, für immer. Natürlich hatte ich noch das ein oder andere Paar dieser Art, doch es war ein Anfang.

Ich ging leichtfüßig die Straße entlang und überquerte die Ampel, um in den südlichen Teil der Wilmersdorfer zu gelangen. Hier wurde die Musik, die ich schon beim Verlassen des Bürogebäudes gehört hatte, deutlich lauter.

Eigentlich war dies nicht mein Weg. Es machte mehr Sinn, die Kantstraße ein Stück in Richtung Westen zu laufen, doch seit die Temperaturen an der Zwanzig-Grad-Marke kratzten,

hatte ich meine Route geändert, um den aufkommenden Sommer in der Stadt zu genießen.

Ehrfürchtig näherte ich mich dem Ende der Fußgängerzone. In sicherem Abstand zwischen Trinkbrunnen und Späti verlangsamte ich mein Tempo, damit ich unbemerkt ein Teil der Musik sein konnte. Nur der, der zuhörte, aber immerhin ein Teil.

Grace spielte Gitarre und sang dazu. Sie besaß eine der schönsten Stimmen, die ich je gehört hatte. Voll und warm und doch so hell wie die eines Kindes. An einem Nachmittag hatte ich ihr die volle halbe Stunde zugehört, die sie hier immer spielte, bevor ein anderer Künstler sie ablöste. Wenn ich die Münzen und Scheine überschlug, die ich in ihren Gitarrenkoffer hatte fallen lassen, konnte ich mir vom Gegenwert ein neues Paar der unbequemen High Heels kaufen. Es war das erste Mal, dass ich sie um diese Zeit hier sah.

Sie spielte *Walk The Line* von Johnny Cash. Ich verschränkte die Arme vor der Brust, schloss die Augen und ließ die Gänsehaut von meinem Körper Besitz ergreifen. Jedes einzelne der Härchen auf meinen Armen stellte sich auf. Über meine Haut drang die Musik in mein Inneres. Nahm Besitz von mir und sog mich in eine Welt, die meiner alltäglichen Realität so fremd war. Und doch fühlte ich mich dort geborgen.

Als die letzten Töne verklangen, öffnete ich die Augen wieder und applaudierte so lautstark, dass auch andere Umstehende mit einstimmten. Ja, ich wollte nicht gesehen werden, doch Grace hatte den Applaus verdient.

Sie grinste mich mit demselben Lächeln an, das sie mir immer schenkte. Ihre breiten, rot geschminkten Lippen öffneten sich dabei und entblößten gerade weiße Zähne. Sie sah aus wie ein Star. Lange blonde Wellen fielen ihr über die Brust und den Rücken. Sie hatte strahlend blaue Augen und einen intensiven Blick voller Leben.

Ich ging zu ihr, zog einen Zwanziger aus dem Portemonnaie und entschied mich dann anders, griff nach dem Fünfziger und

reichte ihn ihr, damit niemand auf die Idee kam, ihn aus dem Koffer zu fischen.

Sie grinste noch breiter. Keine Sekunde hatte ich das Gefühl, sie würde ihn nicht annehmen. Stattdessen lachte sie für einen Moment auf und sprach dann in ihr Mikro. „Danke, Anna. So viel hat noch nie jemand für eines meiner Konzerttickets bezahlt." Sie kannte meinen Namen seit einer Woche. Nachdem ich jeden Tag hier aufgetaucht war, hatte sie mich danach gefragt und ich fühlte mich ein bisschen größer, weil sie ihn sich gemerkt hatte.

„Es war jede Minute wert."

Sie senkte die Augenbrauen. „Was denn, du gehst schon? Bleib noch, ich habe noch eine Viertelstunde."

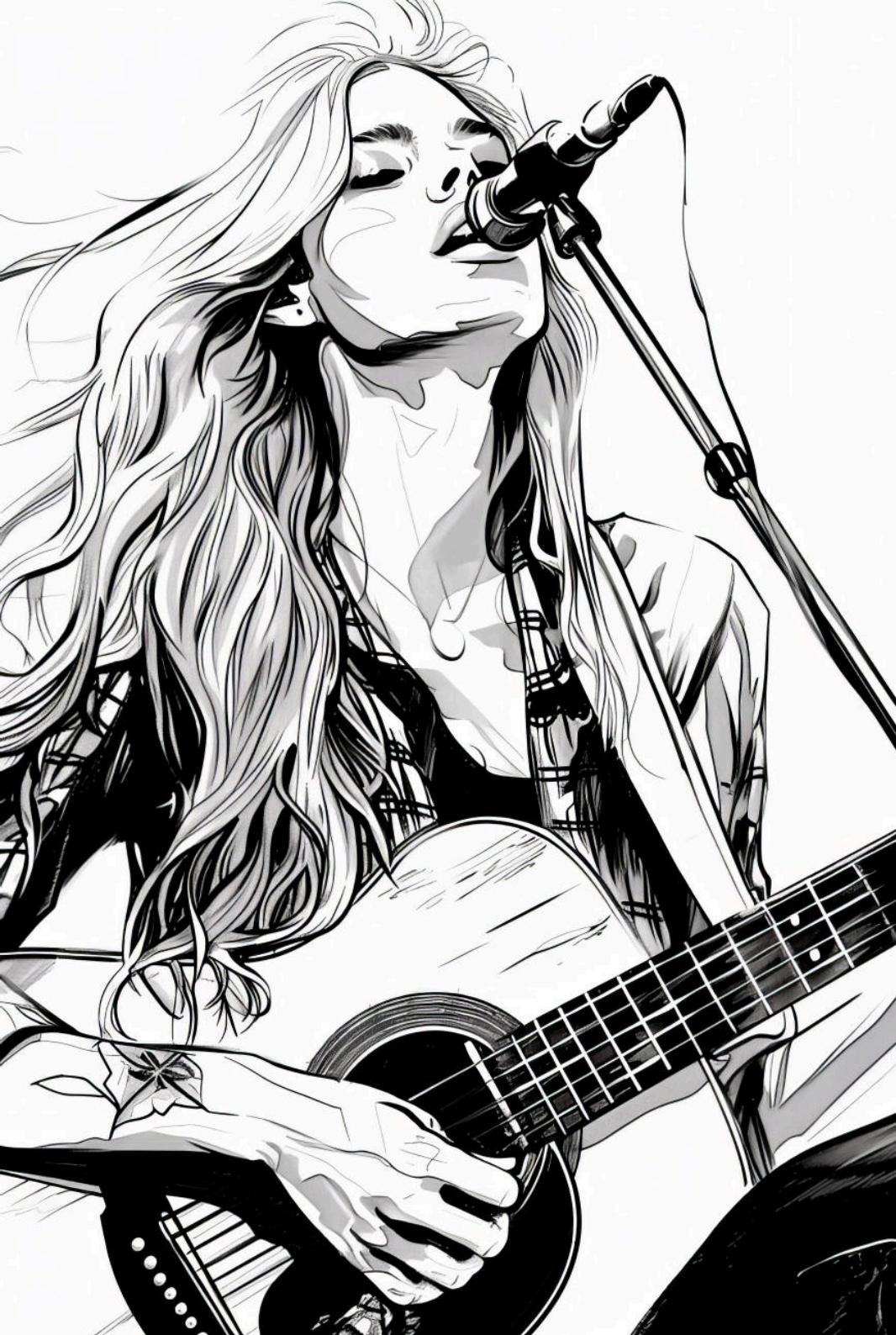
„Ich kann nicht. Meine Tochter wartet auf mich, damit wir ein Eis essen gehen können." Nach kurzem Zögern fügte ich hinzu: „Es ist mein Geburtstag."

Grace lächelte, senkte den Blick auf ihre Gitarre und schlug eine Saite an. Dann die nächste und Sekunden später erklang ihr Gesang: „Happy birthday to you."

Ich war so gerührt, dass ich schon wieder Tränen in mir aufsteigen fühlte. Oh, verdammt. Dieses Mal konnte ich sie nicht zurückhalten. Besonders nicht, als das Musikerpärchen, das am Rand darauf wartete, dass es den Spot übernehmen konnte, mit einstimmte. Doch ich hielt tapfer durch. Zu gefangen war ich von der Magie der drei Stimmen. Ich schloss wieder die Augen, saugte erneut die Wellen der einzelnen Töne auf, ließ mich tragen von den Räumen zwischen den Noten.

Als der letzte Ton verklungen war, schlug ich die Lider wieder auf und lächelte Grace und die anderen beiden breit an. „Danke."

„Alles Liebe zum Geburtstag, Anna." Sie stand auf und umarmte mich, als würden wir uns seit Jahren kennen. Als wäre ich nicht nur eine Frau, die ihre Mutter sein könnte und die täglich hierherkam, um mit ihrer Stimme den Tag hinter sich zu lassen.





Grace zuzuhören, war, wie auf einen Bahnsteig zu treten, um von einem Zug in einen anderen zu steigen. Hier konnte ich einen Moment durchatmen, bei mir sein, zurücklassen, was in den Stunden zuvor geschehen war, und mich vorbereiten auf den anderen Teil meines Lebens. Andere Frauen suchten sich diese Momente bei der Maniküre oder in der Sauna. Ich hörte einer jungen Frau Anfang zwanzig dabei zu, wie sie Welthits in etwas verwandelte, was sie ohne sie niemals gewesen wären.

„Danke", wiederholte ich und bemerkte in diesem Moment ein großes Schild, das ich mit meinem auf das Gewohnte fokussierten Blick übersehen hatte.

Sing with me stand in großen roten Buchstaben darauf. Es war der gleiche Farbton, der ihre Lippen strahlen ließ, und ich war sicher, dass sie für Plakat und Mund denselben Stift benutzt hatte.

„Na, hast du Lust?"

Ich schwieg, war wie erstarrt und schüttelte dann den Kopf. Ich behauptete nicht, dass ich nicht singen könnte, denn das wäre eine Lüge gewesen. Stattdessen blockte ich den Vorschlag mit einem meiner üblichen Neins: „Ich habe keine Zeit."

Sie lächelte, doch in ihren Augen bemerkte ich einen wissenden Ausdruck. Wissend und … traurig. Konnte das sein? Sofort tat mir meine Entscheidung leid. Ich wollte nicht verantwortlich dafür sein, dass Grace traurig war. Welchen Grund konnte sie dafür überhaupt haben? Vielleicht erhielt sie die Reaktion von jeder Person, die sie fragte. Vielleicht war ich nur eine von vielen.

Ich schalt mich, weil ich mich für einen Moment besonders gefühlt hatte. Dabei sahen hunderte, vielleicht tausende Menschen ihr täglich dabei zu, wie sie ihr Talent mit der Stadt teilte. Dass sie sich meinen Namen gemerkt hatte, lag vielleicht nur daran, dass ich eine ihrer zuverlässigsten Spenderinnen war.

„Wie wäre es mit morgen? Neun Uhr morgens?"

Erstaunt sah ich sie an. „Morgens?"

„Ich bin jeden Tag dreimal hier. Nur am Wochenende nicht. Da trete ich in Bars auf, wenn ich es geschafft habe, einen Gig an Land zu ziehen. Falls nicht, findest du mich auf der Friedrichsbrücke in Mitte beim Dom."

Ich nickte, als wäre diese Information relevant für mich. Offenbar war auch mein Gehirn dieser Meinung, denn ich konnte fast hören, wie es die Information abspeicherte, damit ich später darauf zugreifen konnte. Ich lächelte noch einmal und wurde dann vom Klingeln meines Handys zurück in die Realität gerufen. „Also … vielleicht." Mit einem entschuldigenden, oder vielmehr erleichterten Blick auf mein Telefon winkte ich ihr zu und sagte: „Dir noch viel Spaß und viele Münzen."

„Danke." Ihr Lächeln wirkte auf eine frische Art weise. „Es geht nicht um die Münzen." Und ich verstand ihre Worte, ihren Blick, das Zucken ihrer Mundwinkel.

Für ein paar weitere Sekunden ignorierte ich das Klingeln, wartete, bis Grace den nächsten Song anstimmte. „Ain't no sunshine when she's gone." Das Grinsen in ihrer Stimme klang mit und ich sah zu ihr, sog die erste Strophe von Bill Withers' Song auf und vergaß für einen Moment, warum ich hatte gehen wollen. Erst als das Klingeln erneut ertönte, riss ich mich los und eilte mit viel zu schnellen Schritten davon.

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »ANNA. This is my dream.« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen **Bei Amazon kaufen**

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© ANDREA WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.

A.D. WILK



CLOE

Remember me

LESEPROBE

roman

aduu

Erhalte ein ganz besonderes Extra
zu diesem Buch, wenn du dich für
meinen Newsletter anmeldest.

adwbuecher.de/cloe-newsletter

A.D. WILK



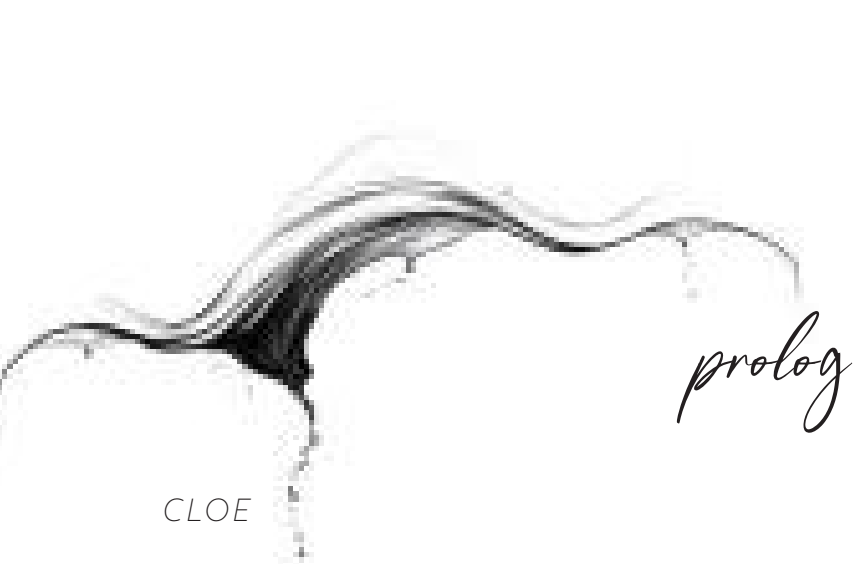
roman

a&r

Danke!

Für die Träume,
die wir
nicht loslassen.





prolog

CLOE

„Wir hätten nicht rausfahren sollen." Ich schrie, weil das Tosen des Sturms meine Stimme verschluckte. Weil die Wellen sie mit sich rissen, sie unter sich begruben. Er hörte mich nicht, zerrte an dem Segel, das sich nicht hatte bergen lassen. Dabei war allein der Versuch von seiner Position aus sinnlos. Er war sechzehn, damit zwei Jahre älter als ich. Aber er benahm sich wie ein Baby. Er wusste nicht, was er tat.

„Du machst es nur noch schlimmer." Ich sicherte das Vorsegel, das ich allein hatte einrollen können, und eilte in seine Richtung.

„Was verstehst du schon davon?" Gischt peitschte über das Boot. Sein Haar war nass und klebte an seiner Stirn. Im Hintergrund sah ich die Positionslichter eines anderen Segelbootes. Wir waren nicht allein hier draußen und doch würde uns niemand helfen können.

„Deutlich mehr als du, wie du weißt." Ich ging weiter auf ihn zu, hielt mich an der Reling fest und hörte über dem Tosen des Meeres ein weiteres Geräusch. Ich sah an ihm vorbei. „Der Motor? Hast du ihn gestartet?"

Er erwiderte nichts, aber sein Blick war Antwort genug. Seine rechte Hand umklammerte die Pinne, hielt uns weiter auf einem Kurs, auf dem ich nicht segeln wollte. Ich wollte überhaupt nicht segeln. Ich wollte, dass das Boot stehen blieb, sonst würden wir die Segel niemals einholen können.

„Du bist so ein verdammter Idiot."

Sein Kinn hob sich etwas. „Ich bin ein Idiot?"

„Ja! Schalte den Motor aus und dann richte das Boot endlich so aus, dass der Wind von vorne kommt."

Er reagierte nicht. Warum reagierte er nicht?

„Es ist zu viel Druck auf dem Segel, verdammt." Als wolle es meine Worte bestätigen, krängte das Boot in Richtung der Segel. Aus dem Rumpf drangen Schreie und dann rief jemand: „Bekommt ihr das da oben hin, oder habt ihr was Besseres zu tun?" Gelächter.

Ich fasste noch immer die Reling, so wie mein Vater es mir hunderte Male erklärt hatte. Allerdings hatte er mich auch davor gewarnt, bei Wetter wie diesem aufs Meer hinauszufahren. Und er hatte mir beigebracht, den Wetterbericht zu checken, bevor ich auf ein Boot stieg. Wie man so die Flucht ergriff, dass man sich nicht in Lebensgefahr begab, hatte er mir nicht beigebracht. Vermutlich hatte er nicht geglaubt, dass das jemals nötig sein würde.

Auch der Junge war in Richtung Meer gerutscht und klammerte sich an einen Handlauf. Angst stand in seinen Augen.

„Nun macht schon. Der Alkohol muss weg, bevor er sich im Boot verteilt." Alle drei lachten. Selbst der Idiot. Keiner von ihnen war alt genug, um zu trinken, und nur zwei waren älter als ich.

„Der Motor. Schalt ihn aus! Und lenk das Boot in den Wind."

Er rührte sich nicht.

Wut stieg in mir auf und ich schob mich selbst weiter zum Cockpit, eine Hand an der Reling. Es war kein besonders großes Boot. Das Boot meines Vaters war fünf Meter länger. Und so erreichte ich das Cockpit und den Jungen, dem das Lachen wieder vergangen war, mit wenigen Schritten. Er trug im Gegensatz zu mir keine Schwimmweste und ich hoffte, dass er seinen Griff nicht löste, bevor ich das Boot aus seiner Schräglage befreit hatte.

Ich schaltete den Motor aus und als der Fahrtwind nachließ, richtete sich das Boot etwas auf und der Wind blies mein

nasses Haar seitlich gegen meinen Hinterkopf. Wir fuhren mit Raumwind. Wind schräg von hinten. Ich setzte mich auf die Bank, riss ihm die Pinne aus der Hand und sah auf, um noch einmal zu kontrollieren, aus welcher Richtung der Wind wehte.

Der Junge löste seine Hände, sein Gesicht noch immer angstverzerrt im fahlen Schein des Mondes, der zwischen den an ihm vorbeirasenden Wolken hervorlugte. Und dann stolperte er über das Deck zum Kabineneingang. Als er einen halbwegs stabilen Stand gefunden hatte, fand er auch seine innere, arrogante Haltung wieder. Wie hatte ich mich nur auf das hier einlassen können?

„Wenn du alles so viel besser weißt, mach es doch allein. Alter, du führst dich auf wie mein Vater." In Richtung der Kabine rief er: „Ich hoffe, ihr habt mir was übrig gelassen. Es sieht so aus, als hätten wir statt einer Vierzehnjährigen eine Dreißigjährige an Bord geholt." Noch einmal sah er hochmütig zu mir. „Bring uns sicher nach Hause, Mami." Dann verschwand er in der Kabine.

Unbändige Wut erfüllte mich. Doch ich konnte sie nicht herauslassen. Er hatte mir die Kontrolle über das Schiff überlassen und ich hatte keine Lust, damit gegen ein anderes Boot zu knallen. Und es waren andere Boote unterwegs. Ich erinnerte mich an die Positionslichter, die ich vor wenigen Minuten gesehen hatte. Und nicht jeder dachte daran, sie einzuschalten. Ich sah zum Horizont und konnte sie noch immer ausmachen. Kamen sie nicht sogar näher?

Mein Herzschlag beschleunigte sich und ich atmete tief durch. Das Boot raste weiter durch die Nacht. Und dann traf eine Böe es von der Seite. Ich schob die Pinne in Richtung der Segel, um die neuerliche Krängung auszugleichen, und löste zeitgleich die Großschot. Das Segel riss auf und von mir weg. Ich steuerte weiter in Richtung Wind, der jetzt wieder nachließ.

Das Segel schlug zurück und ich rief nach dem Jungen, weil ich es nicht ohne seine Hilfe bergen konnte. Jemand musste das

Boot im Wind halten. Niemand reagierte und vor Zorn sprang ich auf, eilte zum Mast und startete einen neuen Versuch, es herunterzuholen. Doch der Wind drehte wieder, schlug das Segel zurück gegen meinen Oberkörper. Ich stemmte mich dagegen, presste mit all der Kraft dagegen, die ich in den vergangenen Jahren im Kampfsport-Training mit Jake und beim Segeln aufgebaut hatte, doch gegen die unendliche Gewalt der Natur hatte ich keine Chance.

Die Böe wurde stärker und trieb mich und das Segel weiter. Über die Reling. Ich klammerte mich an den Baum, streckte meine Beine aus, um die Reling mit den Füßen zu fassen, und schaffte es irgendwie. Die Böe ließ nach, das Segel schlug zurück. Ich wähnte mich sicher, trat mit den Füßen auf die Bank und ließ den Baum los, der sofort in die andere Richtung ausschlug. Die Kunststoffbank war rutschig und mein Fuß glitt darüber. Dabei streifte ich die Pinne. Das Boot steuerte backbord in meine Richtung.

Ich sah den Baum kommen, doch ich konnte meine Hände nicht schnell genug heben, versuchte, mich zu ducken, und schaffte auch das nicht ausreichend. Das harte Metall schlug gegen meinen Kopf und ich verlor das Gleichgewicht und das Bewusstsein.



eins

CLOE

Ich schwankte. Oder … vielmehr … Ich befand mich in etwas Schwankendem. Das Gefühl war vertraut und ich ließ mich davon auffangen, fiel hinein in die Sicherheit, die das vertraute Gefühl auslöste.

Da war etwas in mir, das sich falsch anfühlte. Panik stieg in mir auf und mit ihr ein hämmernder Schmerz in meinem Kopf. Er verdrängte das Schwanken und damit die Sicherheit. Das Gefühl, dass etwas nicht stimmte, schwoll mit ihm an. Er ließ mein Herz Schlag für Schlag beschleunigen, bis es so heftig gegen meine Brust hämmerte, als wollte es die Rippen sprengen, die es schützten.

Ich konnte den Mund nicht länger geschlossen halten, weil mein Atem sich beschleunigte, und hechelte mehr, als dass ich atmete.

In diesem Moment legte sich eine Hand auf meine Stirn und durch das Toben in meinem Inneren hörte ich eine sanfte Stimme: „Schhh… es ist alles okay. Du bist in Sicherheit." Um die Stimme herum war alles ruhig. So als wäre ich selbst eine tosende Welle, die über einen glatten See polterte.

Ich wollte Teil dieser Ruhe sein, wollte mich von ihr beruhigen lassen.

Also öffnete ich die Augen und hoffte, mich sofort wieder in die Vertrautheit des Schwankens fallen lassen zu können.

Doch die Augen, die mich besorgt ansahen, kannte ich nicht. Ich ließ den Kopf von links nach rechts schnellen und mir wurde schwindelig. Um mich herum entdeckte ich nichts, das mir vertraut war.

„Wo bin ich?" Die Worte lösten sich mit einem losen Krächzen aus meiner Kehle.

„Du bist ins Wasser gefallen." Auch den Klang ihrer Stimme kannte ich nicht.

„Wann?" Noch immer nur ein Krächzen. Ich richtete mich auf. „Wo bin ich?" Ich hustete.

Sie reichte mir ein Glas Wasser und lächelte mich liebevoll an. Ihr Blick fiel auf meinen Hals. „Cloe."

Ich runzelte die Stirn und nickte. Richtig. Cloe. Das war mein Name. Es war, als hätte ich ihn vergessen gehabt.

Mein Herz begann wieder zu rasen. Erneut sah ich mich um, versuchte, der Frau vor mir einen Namen zuzuordnen. Doch ich fand keinen. Ich fand nichts. Ich fand ihren Namen nicht. Ich fand den Namen meiner Mutter nicht? Das war sie doch, oder? Ich erschrak. Wie konnte ich das nicht wissen? Was war hier los?

Um mich zu beruhigen, sah ich mich um. Ich befand mich in einer Schiffskabine. In einer Schlafkajüte, die gerade genug Platz für ein Doppelbett bot. Kein Boden, auf dem man gehen konnte. Kein großer Schrank, in dem man seine Kleider verstauen konnte. Nur ein paar Fächer für Bücher und vielleicht ein paar T-Shirts.

Ich griff nach der silbernen Kette, auf die die Frau gerade geschaut hatte, klammerte mich an den Anhänger, auf dem mein Name stand. Ich war Cloe. Cloe … Ich kniff die Augen zusammen, kämpfte mich an dem Schmerz in meinem Kopf vorbei zu dem Ort, an dem ich weitere Informationen finden musste. Doch ich suchte vergebens. Da war nichts.

Hektisch riss ich die Augen wieder auf. „Wie ist mein Nachname?"

Sie runzelte die Stirn. Besorgnis trat in ihren Blick. Mehr noch als zuvor. „Du weißt nicht, wie du heißt?"

Ich stemmte die Hände in die Matratze und setzte mich aufrecht hin. Nun musste ich die Augen schließen, denn der Schmerz drohte, meine anderen Sinne zu betäuben. Langsam schüttelte ich den Kopf, hoffte dabei, Worte und Bilder wieder an die Stelle schütteln zu können, an der ich sie sehen konnte. Nichts. Da war nichts. Cloe. Nichts außer Cloe. Ja, ich war Cloe. Aber was noch? Was war das für ein Boot? Warum war ich ins Wasser gefallen?

Panisch riss ich die Augen wieder auf. „Nein, ich weiß nicht, wie ich heiße. Ich weiß nicht, warum ich ins Wasser gefallen bin. Ich … Ich …“ Ich suchte nach weiteren Informationen und fand eine einzige. Ein Datum. An der Wand vor mir hing ein Kalender, dessen Tage bis zum fünften Juni durchgestrichen waren. Es war also Juni.

„Ich habe am 23. Juni Geburtstag. Ich werde fünfzehn.“

Sie nickte lächelnd, als wüsste sie, wovon ich sprach.

Angestrengt suchte ich nach weiteren Informationen. Doch auch nachdem Minuten verronnen waren, hatte ich nichts gefunden.

Sie hielt die gesamte Zeit über meine Hand. Ihr Blick wurde von Sekunde zu Sekunde ernster und besorgter. Sie machte sich Sorgen um mich. Kannte sie mich? Sollte ich sie kennen?

„Bist du … bist du meine …“ Es war so absurd, diese Frage zu stellen. Wie konnte ich die Antwort darauf nicht kennen? „Bist du meine Mutter?“

Ihr Mund öffnete sich leicht und sie wirkte erschrocken. Der Druck ihrer Hand wurde etwas fester. Und dann erklang ein Poltern aus einem anderen Teil des Bootes.

„Na, ist die kleine Wasserratte endlich aufgewacht?“ Ein Mann, alt genug, um mein Vater zu sein, erschien im Türrahmen. Er hatte dunkles dichtes Haar und braune Augen. Es fiel mir auf, weil ich mein eigenes Haar auf meiner Brust liegen sah. Es war auch dunkel und dicht. Welche Farbe hatten meine Augen? Verdammt, warum kannte ich die Farbe meiner Augen nicht?

„Sie kann sich an nichts erinnern."

Ich sah wieder zu der Frau. Sie war blond und hatte blaue Augen.

„Was denn? Du weißt nicht mehr, wie du bei dem Sturm letzte Nacht ins Wasser gefallen bist?" Auch er klang besorgt. Oder?

Ich versuchte, meinen Atem zu beruhigen, doch ich schaffte es nicht. Schneller und schneller sog ich die Luft ein. „Wer seid ihr? Wo bin ich hier?" Dann stellte ich die alles entscheidende Frage: „Wer bin ich?" Und ich setzte hinzu: „Warum weiß ich das nicht?"

Die Frau fing mich auf, schloss mich in eine Umarmung, die sich nicht vertraut anfühlte, und doch ließ ich sie zu. Nach und nach wurde mein Atem flacher, der Abstand zwischen den einzelnen Zügen länger. Dafür hämmerte der Schmerz heftiger in meinem Kopf. Er hinderte mich daran, klar zu denken. Mich zu erinnern. Ja, vielleicht war es nur der Schmerz.

Der Mann setzte sich auf das Bett. Der winzige Raum gab kaum genug Platz für uns drei her, doch den beiden schien es nichts auszumachen. Für sie schien es in Ordnung zu sein, mir so nah zu sein.

„Du hast da eine ziemlich heftige Verletzung am Kopf. Vielleicht ist dadrin ein bisschen was durcheinandergeraten." Auch seine Stimme war mir nicht vertraut. Doch seine Worte ergaben Sinn.

„Wie schlimm ist denn meine Verletzung?" Vorsichtig tastete ich meinen Kopf ab und fand einen Verband. „Was ist passiert?"

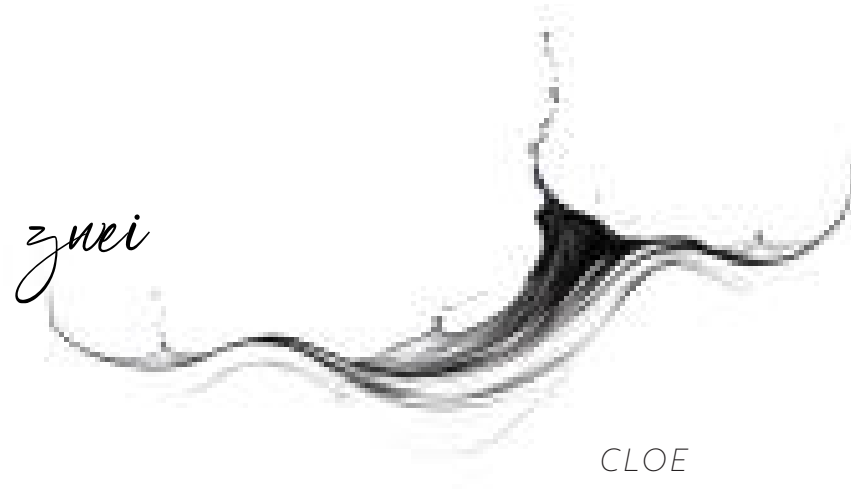
Er räusperte sich. „Wir sind auf offener See, Kleines." Er schob einen Vorhang zur Seite und eröffnete mir damit einen Blick nach draußen. Es dämmerte und ich erkannte Wellen und Himmel. Sonst nichts. „Erinnerst du dich an den Sturm?"

Ich suchte in meinem Kopf nach der Erinnerung, doch da war keine. Ich fasste mir mit beiden Händen in die Haare. Dicht und schwarz. „Nein, ich erinnere mich nicht."

Die beiden sahen sich besorgt an.

„Ihr seid meine Eltern, oder? Und ich erkenne euch nicht." Wieder Panik. Und Tränen. Erst jetzt stiegen Tränen in mir auf.

Die Frau streckte wieder die Arme nach mir aus, doch ich wich zurück, fühlte mich allein und fiel nun, ohne die Gewissheit, dass mich etwas auffangen würde. Ich kauerte mich in die Ecke des Bettes, versteckte mein Gesicht hinter meinen Händen und hoffte, dass ich einfach einschlafen würde. Ich wollte aus diesem Alptraum aufwachen.



zwei

CLOE

Wieder empfing mich das Schwanken. Wieder ließ ich mich in das vertraute Gefühl fallen. Dieses Mal kam mit dem Schmerz die Erinnerung an mein letztes Aufwachen. Ich war Cloe, hatte dichtes schwarzes Haar und ich war vierzehn. Ich hielt die Luft an, presste die Lippen aufeinander und versuchte auf diese Weise, noch mehr in meinem Kopf zu finden. Nichts. Da war nichts. Nur die blonden Haare der Frau und die braunen Augen des Mannes.

Inmitten der Leere wirkte beides vertraut.

Ich öffnete die Augen.

Die Frau lag neben mir. Den Mann konnte ich schnarchen hören.

Vorsichtig schob ich mich an der Frau vorbei. Sie erwachte nicht und auch der Mann, der in einer noch kleineren Kajüte im Bug des Schiffes lag, schien nicht zu bemerken, wie ich die Türen zum Deck öffnete.

Er hatte recht. Wir befanden uns auf offener See. Kein Berg, keine Insel, kein anderes Schiff waren in Sicht.

Meine Beine fühlten sich an wie Gummi. Ich hielt mich an der Reling fest und spürte … Vertrauen. Das war mir vertraut. Ein flappendes Geräusch erregte meine Aufmerksamkeit und ich blickte nach oben. Die Segel schlugen hin und her. Es war

fast windstill. Doch die Dünung des Meeres ließ den Segler rollen. Der Motor war ausgeschaltet.

Einem Instinkt folgend, holte ich zunächst das Vorsegel und dann das Großsegel ein. Auch das fühlte sich vertraut an und ich suchte nach einer Erinnerung, nach Bildern, Worten. Nach irgendetwas, das mir erklärte, woher dieses Vertrauen rührte. Nichts. Ich wusste nur, dass es nicht gut für die Segel war, wenn sie hin und her schlugen.

„Was tust du da?" Im Tageslicht wirkte er älter. Vielleicht lag es aber auch daran, dass er geschlafen hatte und auf der Haut in seinem Gesicht noch die Abdrücke seines Kopfkissens waren.

Ich deutete nach oben. „Die Segel haben geschlagen."

Eine tiefe Falte zog sich auf seiner Stirn zusammen. „Wo ist sie?"

Seine Frage ließ mich aus zwei Gründen zusammenzucken. Zum einen war da seine plötzliche Wut, die ich fast spüren konnte. Und zum anderen eröffnete er mir die Chance, ihn direkt zu fragen. „Du meinst, meine Mutter? Ist sie das? Bist du mein Vater?"

Er atmete durch und setzte sich. „Du erinnerst dich noch immer nicht."

Ich schüttelte den Kopf und wieder stiegen Tränen in mir auf.

Ein sanftes Lächeln legte sich auf seine Lippen und er strich mir über die nasse Wange. Dann deutete er zum Mast. „Das mit den Segeln hast du von mir gelernt. Ich habe es dir erklärt, als du noch ganz klein warst."

Ich schluckte, suchte nach dem Bild, das zu seinen Worten gehörte. Nichts. Wieder war da einfach nichts. Oder doch? Ganz tief in mir schien sich etwas an seine Worte zu klammern, als wollte es sie bestätigen. Ja, mein Vater konnte es gewesen sein, der mir beigebracht hatte, wie man die Segel schonte.

„Du erinnerst dich nicht."

Ich schüttelte den Kopf, ließ ihn hängen und sah meinen Tränen zu, wie sie das alte Holz dunkel färbten. „Ich erinnere mich an gar nichts."

„An überhaupt nichts?"

Ich sah wieder auf. „Ich bin Cloe und vierzehn Jahre alt."

Er lächelte. „Bald bist du fünfzehn."

Ich nickte. „Ja, bald bin ich fünfzehn."

„Ich sag dir was: Ich wette, wenn du fünfzehn bist, weißt du wieder, wer du bist."

„Warum bist du dir da so sicher?"

„Weil so etwas nie lange dauert. Du hast den Baum gegen den Kopf bekommen. Das war ein ziemlich harter Schlag. Das wird schon wieder. Ruh' dich ein paar Tage aus und dann sehen wir weiter." Sein Lächeln war aufmunternd, aber es reichte mir nicht.

„Sollten wir nicht zu einem Arzt gehen?"

„Deine Mutter ist Krankenschwester. Sie kümmert sich um dich."

„Nein, ich meine, ein Arzt, der sich mit so etwas auskennt." Ich zog die Stirn in Falten, versuchte wieder, etwas im Gesicht des fremden Mannes zu erkennen, das mir vertraut war. Nichts. Nur die schwarzen Haare. War ich zu misstrauisch?

„Das machen wir, wenn wir das nächste Mal an Land gehen, okay?"

„Warum nicht jetzt?"

Es dauerte ein paar Sekunden, bis er antwortete, und ich hatte das Gefühl, dass ihm meine Fragerei nicht gefiel. „Weil wir auf dem offenen Meer sind." Er machte eine Handbewegung, als hätte ich es bis jetzt nicht mitbekommen.

„Wir könnten direkt Land ansteuern." Ich schloss die Augen, weil mich das Gespräch anstrengte.

Seine Hand strich sanft über meinen Arm. „Hör zu, Kleines. Du hast da eine heftige Beule. Wir kriegen das auch allein hin. Wir … wir sind nicht so die Ärzte-Gänger, verstehst du?"

Ich schüttelte den Kopf. „Nein, das verstehe ich nicht."

Er atmete tief ein und genervt wieder aus. Ganz so, als hätte er dieses Gespräch schon einmal mit mir geführt. „Ich vertraue Ärzten nicht, okay? Sie wollen einem Operationen und Medikamente aufquatschen. Den meisten Scheiß braucht man nicht."

Ich sah ihn an. Und dann glitt mein Blick über das Boot, das schon ein paar Jahre auf dem Wasser unterwegs war. Es war gepflegt, ja, aber es gab einige Teile, die erneuert werden mussten. Wieder sah ich zu ihm. Auch seine Klamotten waren an manchen Stellen zerschlissen. Und dann verstand ich. Er hatte Angst vor den Kosten. Vielleicht waren wir nicht einmal krankenversichert.

Langsam nickte ich. Was blieb mir auch anderes übrig? Wenn wir das nächste Mal Land anfuhren, würde er mich zu einem Arzt bringen. Bis dahin konnte ich kaum etwas tun.

Schritte drangen aus dem Inneren des Bootes und kurz darauf erschien die blonde Frau mit den blauen Augen. Sie gähnte und streckte die Fäuste in Richtung Himmel. „Wie schön, dass ihr wach seid." Ihr Blick fixierte mich. „Wie geht es dir, Cloe?" Und nach einem kurzen Blickwechsel mit ihm, mit … mit meinem Vater, fragte sie: „Erinnerst du dich inzwischen, wer wir sind?"

Wieder stiegen Tränen in mir auf, als ich den Kopf schüttelte.

Sie setzte sich neben mich. Ich lehnte meinen Kopf an ihre Schulter, auch wenn es sich fremd anfühlte.

„Das wird schon wieder, mein Schatz. Mein Onkel Mario hatte das auch mal."

Hoffnungsvoll sah ich auf.

Sie missdeutete meinen Blick. „Du erinnerst dich an Onkel Mario?"

Ich schüttelte den Kopf. „Nein, aber ich wollte hören, was mit ihm passiert war." Ein schlechtes Gewissen erfasste mich. Ich hatte ihr falsche Hoffnungen gemacht.

Sie schluckte. „Nun ja, er … er hat einen Spaten gegen den Kopf bekommen."

„Einen Spaten?" Meine Augen weiteten sich.

Mein … Vater machte ein seltsames Geräusch.

„Er hatte einen Streit." Sie räusperte sich. „Auf jeden Fall konnte er sich eine Woche lang nicht an seinen Namen erinnern. Und auch an nichts anderes." Sie lächelte mich aufmunternd an. „Da bist du doch schon viel weiter."

Ich nickte, weil es stimmte. „Wie hat er sich dann wieder erinnert?“

„Einfach so. Er wachte morgens auf und wusste wieder, wo er sein Kleingeld versteckt hatte.“ Sie lachte auf. Ich konnte nicht mit einstimmen.

Eine Woche.

„Seit wann … wann bin ich aus dem Boot gefallen?“

„Das war vor zwei Tagen.“

Wieder versuchte ich mich zu erinnern. Doch stattdessen fand ich eine Information, die nichts mit mir zu tun hatte. Irgendwoher wusste ich, dass Menschen sich oft nicht an Unfälle erinnerten. Selbst wenn ich also mein Gedächtnis wiederbekam, war es möglich, dass ich mich an den Unfall selbst nie erinnern würde.

„Was ist eigentlich passiert?“

Die beiden tauschten einen Blick. Einen langen Blick.

„Was? Warum sagt ihr es mir nicht?“ Wieder schlug mein Herz schneller.

„Die Sache ist die, Kleines.“ Er legte eine Hand auf mein Knie. Es war nackt. Ich trug Shorts. Unverschlissene Shorts. Sie wirkten fast neu. Mein Blick glitt mein Bein hinab und ich sah eine lange Narbe, konnte ihr aber keine Erinnerung zuordnen. Natürlich nicht.

„Wir wissen nicht genau, was passiert ist. Du hast alle deine Sachen in einen Rucksack gestopft und bist an Deck gestürmt. Direkt in den Regen und den Wind.“

„Warum?“

„Nun, sagen wir es mal so: Du warst nicht einverstanden mit unseren Reiseplänen.“ Er legte den Kopf schief und lächelte.

„Reisepläne? Rucksack?“

„Wir haben unser Haus verkauft und so ziemlich alles, was sich darin befand. Dafür haben wir uns diesen Segler zugelegt und sind jetzt auf der Suche nach einem neuen Heim.“

Ich runzelte die Stirn. „Und das wollte ich nicht?“

„Das wolltest du nicht.“

„Und deswegen habe ich meinen Rucksack gepackt? Es wäre doch alles nass geworden."

„Du warst wahnsinnig wütend und es war ein wasserdichter Rucksack. Von Beginn der Reise an hast du damit gedroht, vom Schiff zu springen, wenn wir Ernst machen." Er lächelte warm. „Ich hab dir das nicht geglaubt und das hat dich noch wütender gemacht. Was das angeht, bist du mir sehr ähnlich."

Er sagte es, als wäre es ein Kompliment, doch es fühlte sich nicht danach an.

„Und was ist dann passiert?" Ich sah zu der Frau, die meine Mutter war, doch sie sagte nichts. Ihre Augen waren gerötet.

„Du bist mit dem Rucksack an Deck gestürmt, hast deine Schwimmweste angezogen und dich an die Reling gestellt. Ich bin sofort zu dir gegangen, hab das Ruder nicht mehr kontrolliert und der Baum hat uns beide von Bord gerissen. Ich konnte dich und eine Leine greifen und Tini und ich haben dich wieder ins Boot gebracht. Dein Rucksack ist allerdings verschwunden. Und damit auch all deine Sachen. Du hast nichts zurücklassen wollen."

Tini. Das war also ihr Name.

„Danke." Meine Stimme krächzte fast so wie am Tag zuvor. „Du hast mir das Leben gerettet."

„Und ich würde es immer wieder tun." Er grinste mit einem Mundwinkel. „Vielleicht könntest du dir beim nächsten Mal aber eine weniger stürmische See aussuchen."

Ich nickte nur und ging nicht auf seinen Witz ein. Ich hatte hier verschwinden wollen. Ich war bereit gewesen, in einem Sturm von Bord zu springen. Oder nicht? „Wäre ich wirklich gesprungen?"

Endlich sagte sie etwas. „Nein, mein Schatz. Du wolltest uns nur drohen. Du warst so verzweifelt, weil du all deine Freunde zurücklassen musstest."

Ich sah hoffnungsvoll auf. „Könnte ich einen von ihnen anrufen?" Ein anderes Paar blauer Augen schob sich vor ihre. Doch es formte sich kein Gesicht um sie herum.

„Wir können hier draußen nicht telefonieren."

Ich nickte und glaubte ihm. „Aber wenn wir es wieder können, möchte ich einen von ihnen anrufen."

Er deutete auf den Ozean. „Zu blöd, dass dein Handy mit all den Telefonnummern jetzt Fischfutter ist."

Missmutig ließ ich die Schultern sinken. „Habt ihr denn keine Nummern von ihnen oder ihren Eltern?"

„Mein Telefon ist bei der Rettungsaktion untergegangen."

Ich presste die Lippen aufeinander und sagte dann: „Es tut mir leid."

„Ist schon okay."

„Was ist mit dir?" Ich sah zu Tini.

„Leider hast du unser einziges Ladegerät in deinen Rucksack gelegt. Der Akku ist seit gestern Mittag leer."

„Es tut mir leid", wiederholte ich und plötzlich übermannte mich eine schwere Müdigkeit. Ich lehnte mich zurück und suchte eine bequeme Position für meinen Kopf, fand sie gegen die Reling jedoch nicht. Das war vertraut.

„Leg dich wieder hin, Kleines. Du brauchst viel Schlaf. Sicher geht es dir besser, wenn du wieder aufwachst." Sie sah mir nicht in die Augen, sondern hielt den Blick aufs Meer gerichtet.

Ich nickte und blieb dann doch sitzen.

„Komm, ich bring dich hinein." Er stand auf und mir wurde bewusst, dass ich nicht einmal seinen Namen kannte.

Ich sah zu ihm auf. Er war nur einen Kopf größer als ich, schmal gebaut und doch zeigten sich starke Muskeln unter den Ärmeln seines T-Shirts. „Wie heißt du?"

Sein Mund verzog sich und ich bereute meine Frage. Andererseits brachte ich es nicht über mich, ihn Papa oder dergleichen zu nennen.

„Es tut mir leid. Es ist nur …"

Er lächelte, doch ich erkannte, dass es ihm schwerfiel. „Ist schon okay. Mein Name ist Eduardo. Aber meine Freunde nennen mich Eddie."

Ich ließ den Namen durch meinen Kopf wandern, suchte nach einer Erinnerung, nach Gefühlen. Wieder war da nichts

und ich seufzte erschöpft. Mehr als alles andere zehrte diese Sucherei an meinen Kräften. Vielleicht hatten die beiden recht. Vielleicht sollte ich einfach abwarten.

„Du brauchst mich nicht zu bringen, Eddie. Ich schaffe das allein." Ich erhob mich und schritt langsam die Treppe ins Innere des Bootes hinunter. Unten angekommen, sah ich zu den beiden auf und sagte: „Ich will nicht länger euer Bett belegen." Ich deutete nach rechts, auf die Steuerbordseite. „Ich nehme an, das hier ist mein Zimmer."

Eddie lächelte liebevoll. „Ja, das sollte es sein."

Ich nickte. „Dann werde ich ab sofort dort schlafen." Es war kaum ein Schritt notwendig, um in die winzige Kajüte zu krabbeln. Als ich es geschafft hatte, zog ich die Tür hinter mir zu und rollte mich so zusammen, dass ich durch eines der Fenster das Meer sehen konnte. Ich zog die Decke über meinen Körper und verfolgte die Dünung des Meeres, die das Boot noch immer hob und senkte.

Und dann löste sich eine einzelne Träne aus meinem Auge, tropfte auf das Kopfkissen und wartete auf die nächste. Eine nach der anderen floss meine Wangen hinab, bis ein Schluchzen meiner Kehle entwich. Ich hielt mir die Hand vor den Mund, wollte nicht, dass Tini und Eddie mich hörten.

Ich wollte sie nicht sehen. Ich wollte nicht, dass sie mir Trost spendeten, der doch nicht trösten konnte. Ich wollte nicht in ihre enttäuschten und sorgenvollen Gesichter sehen, deren Ausdruck so anders war als ihre Worte.

Sie hatten Angst. Und auch ich hatte Angst. Ich hatte Angst, für immer so zu bleiben. Würde ich mich je wieder erinnern? Würde ich mich hier bei Eddie und Tini zu Hause fühlen, wenn ich mich nicht erinnerte? Und was war geschehen, dass ich in einem Sturm vom Boot springen wollte, das war doch lebensgefährlich.

Die Aussicht, mit einer Yacht über die Ozeane zu fahren, fühlte sich jedoch ganz und gar nicht wie ein Alptraum an. Sollte mein altes Ich so anders gefühlt haben? Oder war da etwas anderes?

Das Schluchzen war verklungen und ich wischte die letzten Tränen von meinen Wangen. Ich sehnte mich so sehr danach, zu Hause zu sein. Doch wie sollte ich das, ohne zu wissen, wer ich war?

Ich schloss die Augen. Die Dunkelheit dahinter empfing mich wie ein wärmendes Kissen. Doch auch der Schmerz in meinem Kopf meldete sich wieder. Ich versuchte, meine Aufmerksamkeit von ihm weg hin zu dem vertrauten Gefühl zu lenken, das das schwankende Boot nun wieder in mir hervorrief.

Es gelang mir mehr und mehr und ich ließ mich von den Wogen des Meeres in den Schlaf schaukeln. In dem Bewusstsein, dass sie das schon unzählige Male getan hatten.

Seine Augen sind so blau wie das Meer. Ich kann nicht glauben, dass seine Hand meine hält. Hier auf unserem Steg. Sie ist deutlich größer als meine, die Haut an seinen Fingern ist rau. Wovon, vermag ich nicht zu sagen. Die Sonne geht unter, verschwindet zwischen den Bäumen. In ein paar Minuten wird sie in den See tauchen und das Licht des rosafarbenen Himmels wird dem Schwarz der Nacht weichen. Ob er trotzdem hier mit mir sitzen bleibt? Wir reden nicht. Da ist nur seine Hand, die meine hält. Nur die sanfte, warme Brise, die über unsere Körper rollt. Und das Kribbeln in meinem Bauch. Der Wunsch, näher zu ihm zu rücken. Meinen Kopf an seinen Arm zu lehnen. Ihm nah zu sein. Doch ich bleibe sitzen und genieße das Gefühl seiner rauen Haut auf meiner weichen. Ich genieße es, dass wir allein sind. Ich genieße es, ihn von der Seite zu betrachten, bis er den Kopf zu mir wendet und ein unsicheres Lächeln auf seinen Lippen erscheint. Ich erwidere es, hoffe, dass es mehr bedeutet, als ich vermute. Er wendet den Kopf wieder auf den See und ich folge seinem Blick. Der Himmel ist nicht nur rosafarben, sondern auch orange, gelb, rot, blau und lila. All die Farben verweben sich miteinander und tauchen die Welt in das Licht der Träume. Ich lasse mich fallen.

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »CLOE. Remember me« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen

Bei Amazon kaufen

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© A.D. WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.

A.D. WILK

LESEPROBE Roman

LAUFE LIEBE LIEBE

Zurück ins Leben



adru

A.D. WILK

Roman

LAUFE LEBE LIEBE



Zurück ins Leben

aduu

Für das Leben.



PROLOG

Der blaue Kunststoff der Laufbahn quietschte leicht, als ich mit meinen nackten Zehenspitzen darüberfuhr. Ich spürte es mehr, als dass ich es hörte. An meinen Armen glänzte die Haut von der Feuchtigkeit, die der Schweiß bei dem Versuch, meinen Körper zu kühlen, auf ihr hinterließ. Die Hitze drang dennoch darunter und mein Kopf schmerzte unter dem hellen Basecap. Ich war einfach schon zu lange hier. Aber diese eine Runde wollte ich noch laufen. Ein letztes Intervall, bevor ich das Training für den heutigen Tag beendete. Ich starrte auf meine blauen Fingernägel und drückte die Kopfhörer tiefer in die Ohren. Thirty Seconds To Mars schrien mich an, ich sollte davonlaufen und ich wartete auf den Moment, in dem mein Herz das Blut wieder mit weniger als sechzig Prozent seiner Kraft durch meinen Körper pumpte, spannte die Muskeln an und rannte los.

Der Boden federte meine Schritte ab, ich baute mehr und mehr Geschwindigkeit auf und die Bewegung, die mich voranbrachte, fühlte sich immer weniger an, als würde ich laufen. Ich flog. Die grüne Fläche des Fußballfeldes raste links an mir vorbei und auf der rechten Seite nahm ich die Konturen der Tribüne nur verzerrt wahr. Ich achtete nicht darauf. Ich setzte einen Fuß vor den anderen, hielt die Schritte kurz genug, um eine hohe Trittfrequenz zu erzielen, und weit genug, um die Länge

meiner Beine optimal auszunutzen. Ich berührte den Boden nur für Sekundenbruchteile und trotzdem wusste ich, dass mich meine Fußsohlen für den Rest des Tages mit einem Brennen an jeden Kontakt mit dem rauen Gummi erinnern würden. Es störte mich nicht.

Ich konzentrierte mich auf den Bewegungsablauf und auf meine Atmung. Ich musste die Luft durch den Mund ein- und ausströmen lassen, um meinen Körper mit ausreichend Sauerstoff versorgen zu können. Und nach der Hälfte der Strecke zog sich das vertraute Brennen durch die Muskulatur in meinen Waden und den Oberschenkeln. Ich stellte mich den nachlassenden Kräften entgegen und beschleunigte meinen Lauf ein wenig mehr. Ein Blick auf die Uhr an meinem Handgelenk verriet mir, dass meine Geschwindigkeit dennoch zu niedrig lag, um damit einen Preis zu gewinnen. Es wunderte mich nicht. Ich trainierte schon eine Weile. Meine Beine waren müde. Die Hitze schwächte mich zusätzlich.

Kurz bevor ich die Distanz beendete, nahm ich eine Bewegung in meinem rechten Blickfeld wahr. Jemand rannte. Rannte auf mich zu. Das Lied endete und ich hörte diesen Jemand rufen. Nein, schreien. Meinen Namen schreien. Das Geräusch wurde durch die Kopfhörer gedämpft, aber die Intensität drang dennoch in jeden Winkel meines Körpers. Ich verlor die Fähigkeit, meine Beine zu kontrollieren, und fiel, als das nächste Lied begann. Aber das Kopfhörer-Kabel wurde aus meinem MP3-Player gerissen und eine tiefe Stille erfüllte die Umgebung. Meine Trainerin legte mir die Hand auf die Schulter.

Feuchtigkeit lag auf ihren Wangen und ich brauchte einen Moment, um zu realisieren, dass es nicht der Schweiß war, der Tröpfchen auf ihrer Haut gebildet

hatte. Ich ignorierte den Schmerz, den die Schürfwunden an meinen Beinen verursachten, zog die Kopfhörer aus den Ohren, richtete mich auf und wartete auf die Worte, mit denen sie ihre Aufregung erklären würde.

Sie schluckte. Ich erkannte es an ihrem Kehlkopf, der sich hob und senkte. Dann atmete sie tief durch und sagte: „Wir müssen ins Krankenhaus fahren. Sofort."

Ich sprang auf. „Was? Warum? Was ist passiert?"

Sie schüttelte den Kopf, griff meine Hand, rannte los und zog mich hinter sich her über den Platz. Mein Blick fiel auf die Digitalanzeige, die über der Südkurve hing. Dort stand 15:28. Mein Bewusstsein schien Minuten zu brauchen, um die Zahlen in eine für mich verständliche Uhrzeit umzuwandeln. Und als sie zu mir durchdrang und ich erkannte, was ich vergessen hatte, wen ich vergessen hatte, stoppte mein Herz und es drang keine Luft mehr in meine Lungen.



KAPITEL 1

Ich zog die Tür des Chapleenes hinter mir zu. Ein Klingeln ertönte und dann, als die Tür schloss, das typische Klacken von zwei aufeinandertreffenden Holzelementen. Ich hielt einen Moment inne und schloss die Augen, um das Geräusch nachhallen zu lassen. Es verkündete meinen Feierabend oder den Beginn meines freien Nachmittags, denn es war erst halb drei. Und auch wenn ich ihn nicht unbedingt genießen würde, hatte ich doch diesen Teil des Tages hinter mich gebracht. Ich würde in den Park gehen, mein Buch in die Hand nehmen und darauf warten, dass auch die kommenden Stunden irgendwie vergingen. Aber schon nach wenigen Sekunden verpuffte das Gefühl in den lauten Stimmen zweier Personen. Ich seufzte, öffnete die Augen und trank einen Schluck von dem Milchkaffee, den ich mir jeden Tag nach der Arbeit mit auf den Weg nahm. Ich wollte die Stimmen ignorieren, doch aus dem Augenwinkel sah ich, wie fünfzehn Meter von mir entfernt ein Mann, der mindestens 45 Jahre alt war, ein Mädchen festhielt, das höchstens dreizehn Jahre alt sein konnte. Ich hätte weitergehen können, aber ich wollte sie nicht mit ihm allein lassen.

Ich dachte darüber nach, einzugreifen, aber sie riss sich von ihm los und rannte in meine Richtung. Und bevor ich ausweichen konnte, rammte sie ihre Schulter gegen

meinen Arm. Gegen den Arm, in dessen Hand ich meinen Kaffeebecher hielt. Ich hatte meinen eigenen Becher zuhause vergessen und eine der Pappvarianten aus dem Café nehmen müssen. Um der Umwelt zumindest etwas Plastik zu ersparen, verzichtete ich auf den Deckel. Für die Natur war das gut. Für mich in diesem Fall nicht. Die Wucht des Aufpralls schleuderte meinen Arm zu meinem Oberkörper, der Becher kippte und die warme Mischung aus Kaffee crema, Milchschaum und Kakao-Pulver ergoss sich über mein hellblaues Shirt. Und da ich bisher nur einen Schluck getrunken hatte, beinhaltete der Becher ausreichend Kaffee, um meine Hose ebenfalls zu tränken und sich auch den Weg zu meinen Beinen zu bahnen.

Das Mädchen sah mich für einen Moment erschrocken an, warf dann einen Blick über meine Schulter zu dem Mitvierziger, formte mit den Lippen eine Entschuldigung und lief weiter. Die Tränen in ihren Augen erstickten die in mir aufkeimende Wut sofort und ich verwarf den Gedanken, ihr hinterherzurennen.

Stattdessen blickte ich an mir herab, um das Ausmaß der Kaffeetränkung einzuschätzen und zu entscheiden, ob ich in diesem Zustand weiter durch die Straßen gehen konnte. Und da erblickte ich neben meinen Schuhen ein schwarzes Rechteck. Ich tastete von außen meine Jackentasche ab, um sicherzugehen, dass es nicht mein Telefon war, das dort am Boden lag, bückte mich und hob es auf. Ich sah dem Mädchen hinterher, öffnete den Mund und rief „Hey, warte!“ Aber sie hatte schon etwa fünfzig Meter und eine Straße zwischen uns gebracht und entweder hörte sie mich nicht oder sie ignorierte den Ruf.

Also steckte ich das Handy in meine andere Jackentasche, stellte meinen Kaffeebecher auf den Boden, spannte den Beckenboden an und rannte ihr hinterher. Sie

war schnell, aber ich hielt ihr Tempo problemlos. Meine Beine, mein gesamter Körper führten ein vertrautes Programm aus, setzten einen Fuß vor den anderen und verringerten den Abstand Meter für Meter. Sie bog um eine Ecke und ich folgte ihr den gepflasterten Fußweg entlang, vorbei an einem kleinen Buchladen. Dann bog sie ein weiteres Mal ab und rannte in den Park, an dessen anderem Ende das Café lag. Der Park, in dem ich jetzt eigentlich auf einer Bank sitzen wollte. Sie steuerte auf den See zu und ich raste hinter ihr her. Zwischendurch drehte ich mich immer wieder um, aber der Mann schien uns nicht zu folgen.

Als sie den Park durchquert hatte und auf die Straße zusteuerte, wandte sie den Kopf das erste Mal zurück. Uns trennten noch etwa vierzig Meter und sie sah mich nicht sofort. Aber als sie erkannte, dass ich ihr folgte, legte sich ein erschrockener Ausdruck auf ihr Gesicht und sie beschleunigte ihr Tempo, ohne wieder nach vorn zu sehen. Was glaubte sie, was ich von ihr wollte?

„Vorsicht!“ Mein Ruf kam zu spät. Sie konnte nur noch schwach abbremsen und prallte gegen die Metallstange, die ein Schild hielt, auf dem sich die Stadt dafür bedankte, dass der Besucher den Park verließ, ohne seinen Müll auf Wegen und Grünflächen zu hinterlassen.

Ich rannte weiter, bis ich sie erreichte, blieb stehen und musterte sie. „Ist alles okay?“

Sie nickte langsam, rieb sich die Stirn und sah mich an. Ich erwartete, dass sie zu mir aufblickte, denn normalerweise erreichten nur Männer oder Frauen in Schuhen mit sehr hohen Absätzen eine Höhe, von der aus sie mir ohne aufzusehen in die Augen blicken konnten. Aber das Mädchen war fast genauso groß wie ich. Das nahm ich erst in diesem Moment wahr. Sie sah an mir

vorbei und suchte den Weg ab. Ich folgte ihrem Blick, hielt Ausschau nach dem Mitvierziger, konnte ihn aber nicht entdecken.

„Ich glaube, er ist dir nicht gefolgt. Was wollte er von dir?"

Sie schüttelte den Kopf und dann musterte sie mein T-Shirt und meine Hose. „Entschuldigung." Ihre Stimme war so leise, dass die Worte erst nach ein paar Sekunden bei mir ankamen.

„Hm?" Ihr Zusammenstoß mit der Laterne hatte mich für einen Moment vergessen lassen, warum ich ihr überhaupt hinterhergerannt war.

„Ihr Shirt." Sie senkte den Kopf. „Und die Hose." Sie hielt den Blick weiter gesenkt, aber ich hatte das Grinsen in ihren Worten gehört.

„Das ist nicht witzig." Plötzlich stieg Wut in mir auf. Machte sie sich tatsächlich lustig über mich?

Sie schüttelte den Kopf und hob ihn wieder. „Nein, tut mir leid. Das ist es echt nicht." Es gelang ihr nicht nur nicht, das Grinsen zu unterdrücken. Nein, sie versuchte es nicht einmal mehr länger und lachte so laut auf, dass auch die ältere Dame auf der Bank fünfzig Meter hinter uns es gehört haben musste.

„Hey! Das ist deine Schuld."

„Ich weiß." Sie lachte weiter. „Aber witzig ist es trotzdem."

„Nein, das ist es nicht. Die Klamotten kann ich wegschmeißen." Natürlich könnte ich es erst einmal mit Waschen versuchen, aber wirklich gut war ich darin nicht und ich rechnete mir die Chancen, die Flecken herauszubekommen, nicht besonders hoch aus.

Sie räusperte sich und versuchte nun endlich, das Lachen zu unterdrücken. Es gelang ihr nicht und ich spürte, wie auch meine eigene Wut wich und einem Auflachen Platz machen wollte. Ich schluckte dagegen an, hob

die rechte Augenbraue und ließ meine Hände vor meinem Körper auf und ab gleiten. „Außerdem schuldest du mir einen Kaffee." Der Satz kam weniger bestimmt aus meinem Mund, als ich es gehofft hatte.

„Als hätten Sie den selbst bezahlt. Sie arbeiten doch da, oder?" Sie seufzte. „Entschuldigung. Natürlich haben Sie ..." Ihre Augen verengten sich und sie sah wieder an mir vorbei.

Ich folgte ihrem Blick und erkannte den Mitvierziger. Als ich mich wieder zu ihr wandte, sagte sie noch einmal „Entschuldigung", drehte sich in die andere Richtung und rannte ein weiteres Mal los. Diesmal löste sich mein Körper nicht rechtzeitig aus der Starre und ich konnte ihr nur dabei zusehen, wie sie zwischen den Autos verschwand. Der Mitvierziger sah offenbar auch keine Chance, sie einzuholen, denn er stoppte in der etwa fünfzig Meter von uns entfernt, stemmte die Hände auf die Oberschenkel und atmete schwer ein und aus. Und dann schlug er mit der rechten Hand gegen sein Bein, richtete sich auf und trat den Rückweg an.

„Mann, Ella. Wie siehst du denn aus?" Ich schloss die Tür zu meiner Wohnung auf. Dahinter wartete meine Schwester Sofi.

„Frag nicht!"

„Mach ich aber."

Ich antwortete nicht, ließ die Tür ins Schloss fallen und ging in mein Schlafzimmer. Sofi folgte mir bis zur Tür.

„Nun sag schon."

„Musst du nicht irgendwo anders hin?"

Sie blieb im Türrahmen stehen, lehnte sich dagegen und musterte mich grinsend. „Nein, muss ich nicht."

„Aber ich. Und zwar raus aus diesen Klamotten." Ich schloss die Tür und ließ Sofi dahinter stehen. Für einen

Moment lehnte ich mich gegen das Holz, aber als mir der abgestandene Kaffeegeruch entgegenstieg, der sich mit meinem Parfüm vermischt hatte, schälte ich mich aus meinen Klamotten. Ich schmiss das T-Shirt achtlos durchs Zimmer. Es landete auf einer der unzähligen Kisten, die ich noch immer nicht ausgeräumt hatte. Seit vier Monaten wohnte ich schon hier und brachte es nicht fertig, die alten Sachen in den Kartons nach etwas zu durchsuchen, das ich gebrauchen könnte. Ich hatte Angst. Ich wollte nicht auf etwas stoßen, das ich vor acht Jahren zwischen den Pappen versteckt hatte. Oder auf Dinge, vor denen ich mich in den vergangenen acht Jahren versteckt hatte.

Ich ging ins Bad, um den Kaffee von meiner Haut zu waschen und während ich mich danach abtrocknete, hörte ich ein fremdes Geräusch. Erst nach ein paar Sekunden erkannte ich, dass es sich um das Klingeln eines Handys handelte. Und da fiel es mir wieder ein. Ich hatte dem Mädchen das Telefon nicht zurückgegeben. Ich rannte aus dem Bad zu meiner Jacke, zog das Handy aus der Tasche und nahm das Gespräch an.

„Milly, wo steckst du?“ Es war eine männliche Stimme.

Ich schwieg, zu überrumpelt, um zu antworten.

„Milly? Was ist los? Ist alles in Ordnung?“

Ich räusperte mich. „Ähm, hier ist nicht Milly. Hier ist Ella.“

„Hey Ella, gibst du mir mal Milly? Sie wollte vor einer Stunde zuhause sein.“

„Ähm, das geht nicht.“ Wie hatte ich nur vergessen können, ihr das Telefon zurückzugeben?

Nun schwieg er, ich hörte Geräusche im Hintergrund und dann sagte er: „Oh, ich sehe schon, warum nicht.“ Seine Stimme wurde leiser. „Hey Milly, sieht so aus, als

hättest du dein Telefon bei Ella vergessen." Die Stimme wurde wieder lauter. „Ella, bringst du es ihr morgen mit in die Schule?"

Er hielt mich für ein Schulmädchen. „Nein, ähm, ich würde es lieber jetzt vorbeibringen." Es gab ein paar Stunden zu füllen.

„Oh, okay. Na gut. Aber es reicht wirklich, wenn ..."

Ich unterbrach ihn: „Wo muss ich denn hin?"

Er nannte mir die Adresse und den Nachnamen der Familie und ich beendete das Gespräch, um zu duschen und mich in frischen Klamotten auf den Weg zu Millys Zuhause zu machen.

Sie wohnte nur zwei Kilometer von mir entfernt und ich ging die Strecke zu Fuß. Es gab keine direkte Busverbindung zwischen unseren Straßen und die viel zu warme Februarluft erinnerte mich an die Monate, die ich vor meiner Rückkehr in Australien verbracht hatte. Dort war der Frühling gerade dem Sommer gewichen, als ich das Flugzeug bestiegen hatte und hier hatten mich grauer regennasser Asphalt und ein verfrühter Kälteeinbruch empfangen. Die Kälte und die Tristesse hatten mich nicht gestört. Manchmal war ich ihr sogar hinterher gereist. Aber die Wärme erinnerte mich daran, wie viel leichter es war, nicht hier zu sein, weit entfernt zu leben. Und die Schuldgefühle, die ich deshalb meinen Eltern gegenüber hatte, konnten dieses Gefühl nicht aufwiegen.

Es war ein altes Haus, gebaut um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Von der burgunderroten Fassade platzte der Putz ab und statt moderner Kunststoff-Isolierfenster ließen alte Holz-Doppelfenster Licht ins Innere des Hauses fallen und Blicke nach draußen schweifen. Ich stieg die sechs Stufen zur Haustür hinauf und

drückte auf den Knopf neben dem Schild mit dem Namen ‚Meyer'.

Als ich die Haustür aufstieß, hörte ich schnelle Schritte, die ebenfalls die Treppe hinter mir hocheilten. Ich wandte den Kopf und blickte in das Gesicht des Mitvierzigers. Er runzelte die Stirn, hielt mir die Tür auf und gemeinsam stiegen wir in die zweite Etage, wo bereits eine Tür offenstand, in der ein Mann wartete. Ich musste zu ihm aufsehen, um ihm in die Augen blicken zu können. Er wirkte ein paar Jahre älter als ich und nickte mir zu: „Sie sind sicher Ella. Kommen Sie doch bitte herein." Er musterte mein Gesicht für einen Moment und ich wandte den Kopf von ihm ab, um diesen Moment so kurz wie möglich zu halten. So wie jedes Mal, wenn mich jemand zu genau ansah. Dann bemerkte er den Mitvierziger und musterte nun ihn. „Und wer sind Sie?"

In diesem Moment schob sich das Mädchen in den Türrahmen. „Was wollen Sie denn hier?"

„Oh, das weißt du genau." Die Stimme des Mannes war aggressiv und er fixierte Milly mit einem Blick, der so feindselig war, dass ich ein weiteres Mal das Gefühl hatte, sie vor ihm beschützen zu müssen.

„Nein, das weiß ich nicht. Ich habe Ihnen schon vorhin gesagt, dass ich damit nichts zu tun habe. Lias, schick ihn weg."

Der Mann in der Wohnung sah sie stirnrunzelnd an. „Was ist hier los?"

Eine weitere Tür öffnete sich und eine ältere Frau steckte den Kopf in das Treppenhaus. Lias nickte ihr zu. „Guten Abend, Frau Rose." Dann wandte er sich wieder an uns: „Bitte kommen Sie doch beide herein."

Ich sah zu der älteren Frau, nickte ihr ebenfalls zu, sagte „Hallo", und folgte dem Mitvierziger in die Wohnung.

„Also nochmal, was ist hier los?“ Wir standen in der Diele zwischen Schuhen und Jacken und einem großen Koffer.

Da niemand etwas sagte, machte ich den Anfang: „Ihre Tochter hat mich heute Nachmittag angerempelt und mir dabei einen vollen Becher Kaffee über die Klamotten gekippt.“ Was sagte ich denn da? Das war weder der Grund für meine Verfolgung gewesen, noch dafür, dass ich hier stand. Die Jeans und das T-Shirt hatte ich seit Jahren. Sie waren weder teuer gewesen, noch hatten sie einen immateriellen Wert, der durch ein paar Flecken geschmälert werden würde. Davon abgesehen konnte eine Reinigung sie höchstwahrscheinlich entfernen. Mein Gesicht wurde heiß und es wäre angenehm gewesen, wenn sich in diesem Moment die Dielenbretter unter mir gelöst hätten, um mich in die Erde sinken zu lassen. Oder zumindest in die unter den Dielen liegende Wohnung.

Ein Schmunzeln legte sich in Lias’ Mundwinkel.

Ich schluckte. „Und dabei hat sie ihr Handy verloren und ich wollte es zurückbringen.“

„Aha. Nun gut. Danke. Die Reinigung übernehmen selbstverständlich wir.“ Er sah zu Milly. „Und ich nehme an, du hast dich bereits entschuldigt.“

„Ja, das hat sie. Es war auch überhaupt nicht schlimm und eigentlich konnte sie nichts dafür.“

Er hob eine Augenbraue. „Nicht?“

„Nein, Ihre Tochter ist ...“ Ich sah zu dem Mann, der mit mir die Wohnung betreten hatte. Was sollte ich sagen? Ich hatte keine Ahnung, worum es in ihrem Streit ging. Andererseits hatte ein Vater doch das Recht zu erfahren, wenn seine Tochter von einem fremden Mann festgehalten wurde, oder? Aber war er überhaupt ihr Vater? Abgesehen davon, dass er etwas zu jung dafür wirkte, hatte Milly ihn Lias genannt.

„Meine Nichte." Lias durchschnitt meine Gedanken und beantwortete gleichzeitig meine unausgesprochene Frage, was mich aus dem Konzept brachte.

„Wie bitte?"

„Milena ist meine Nichte."

„Oh." Sie war tatsächlich nicht seine Tochter.

„Also, warum war es nicht ihre Schuld?"

Ich atmete tief durch. „Sie ist vor ihm weggerannt." Ich deutete mit dem Kopf auf den Mitvierziger.

Lias' Augen verdunkelten sich und er schien ein paar Zentimeter zu wachsen, als er sich vor dem anderen Mann aufbaute. „Und wieso ist meine Nichte vor Ihnen weggerannt? Wer sind Sie überhaupt?"

„Ron Becker." Ich hätte erwartet, dass er ihm die Hand reichte, aber das tat er nicht. „Ich bin Milenas Klassenlehrer."

„Aha. Und warum rennt Milly vor Ihnen weg?"

„Ich habe sie dabei erwischt, wie sie mein Auto zerkratzt hat."

„Das stimmt nicht." Milly schrie fast. „Sie lügen. Ich habe damit nichts zu tun. Diese Kratzer sind schon seit Tagen an Ihrem Auto. Sie suchen nur jemanden, der den Schaden bezahlt." Milly stellte sich zu ihrem Onkel.

Lias sah zwischen den beiden hin und her und ich fühlte mich fehl am Platz.

„Und Sie haben sie dabei beobachtet?"

Ich zog das Telefon aus meiner Jackentasche und reichte es dem Mädchen, während Becker Lias erklärte, wann er Milly dabei beobachtet haben wollte, mit einem Taschenmesser den Lack seines Autos zerkratzt zu haben.

Sie lächelte zaghaft, formte ein Sorry mit den Lippen und ich wollte mich umdrehen und die Wohnung verlassen. In diesem Moment trat ein weiterer Mann in den Flur. Er trug eine ausgebeulte Jeans, ein graues T-Shirt

und einen Bart auf Wangen und Kinn, der dort seit mindestens fünf Tagen wuchs. Seine dunklen Haare hingen ihm strähnig in die blauen, blassen Augen. Er wirkte, als hätte er seit Monaten nicht geschlafen. Es war ein vertrauter Anblick.

„Was ist denn hier los?" Seine Stimme war kratzig und trotz der Frage teilnahmslos. Es wirkte nicht, als würde ihn die Antwort tatsächlich interessieren.

„Ach nichts. Milly hat ein paar Leute eingeladen und wir haben uns spontan zu einer Stehparty entschlossen. Holst du mal die Häppchen und mixt ein paar Drinks?" Niemand würdigte Lias' Witz. Milly sah noch einmal zu mir und verschwand dann hinter einer Tür, an die ihr Kosename mit fünf Holzbuchstaben geklebt war. Darunter hing ein mit Buntstiften gemaltes Bild, auf dem eine Frau, ein Mann und ein Mädchen mit langen dunklen Zöpfen, das etwa halb so groß war wie die Erwachsenen, zu sehen war. Milly wirkte zu alt für ein Zimmer hinter solch einer Tür, aber sie war es noch nicht sehr lange.

Ich wandte mich ebenfalls zum Gehen, aber Lias' Stimme hielt mich auf: „Ella, warten Sie. Es tut mir leid. Ich werde die Reinigung bezahlen." Er nahm sein Portemonnaie aus der Hosentasche, öffnete es und fluchte. Dann sah er zu dem Mann mit dem Fünf-Tage-Bart. „Tom, hast du Geld im Haus?"

Tom antwortete nicht und verließ den Flur durch eine weitere Tür. Lias atmete tief ein und wandte sich wieder zu mir. „Es tut mir leid. Geben Sie mir Ihre Nummer, dann klären wir das später."

„Das ist wirklich nicht nötig." Ich griff nach der Türklinke und wollte einfach nur noch raus, aber Lias' Worte hinderten mich ein weiteres Mal daran.

„Doch, das ist es."

Ich seufzte, sagte „Also gut“, und nannte ihm meine Telefonnummer. Es kam mir kurz in den Sinn, ihm eine falsche Nummer zu geben. Aber ich tat es nicht. Was, wenn er sie sofort auf ihre Richtigkeit überprüft hätte? Nachdem er die Zahlen in sein Smartphone getippt hatte, entschuldigte er sich noch einmal und ich verließ die Wohnung.

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »Laufe Lebe Liebe« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen

Bei Amazon kaufen

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© A.D. WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.


A.D. WILK
Roman
Nur für DIESEN Moment
EINE LIEBESGESCHICHTE
aru



Danke Michi, Jona, Rike und allen, die ihre Zeit in die Entstehung dieses Buches investiert haben. Ohne euch würde der Geschichte um Marie und Vincent vieles fehlen und der Text hätte einige Kommata mehr..

Weitere Kurzgeschichten zu Vin, Mika & Rie findest du in meinem Newsletter.

adwilk.de/newsletter

A.D. WILK

Roman

Nur für DIESEN Moment



Für meine Mama, von der ich
gelernt habe, wie stark Frauen sind.



PROLOG

„Papa, was machst du da?“

„Rie, wenn du deinen Kopf so über meine Hände beugst, dann mache ich gar nichts mehr.“

„Oh.“ Sie richtete sich auf, trat einen Schritt zurück und grinste ihn schräg an. Dann sah sie wieder auf seine Hände, in denen sich zwei Seile befanden. Er hatte sie ineinander verschlungen und zog nun fest an ihnen, bis sich ein Knoten bildete.

„Das ist ein Weberknoten. Damit kannst du zwei Seile fest miteinander verbinden.“

„Aber warum? An die Seile ist doch nichts drangebunden.“

„Ah!“ Er hob den Zeigefinger der rechten Hand und sah sie erwartungsvoll an.

Sie legte den Kopf schief. „Was?“

Er stand auf und gab ihr eines der Enden der verknoteten Seile. Das andere hielt er fest in der Hand. „Komm mit.“

Gemeinsam gingen sie zurück zum Zelt. An einem jungen Baum, dessen Stamm den Durchmesser einer Laterne hatte, band er das Seil fest. Dann trat er neben sie, ging in die Hocke und wuschelte ihr durch die dunklen Locken. Sie kicherte, schlang die Arme um seinen Hals und küsste ihn auf die Wange. Für einen Moment sah er sie nur an, dann nahm er ihr das Seil aus der Hand und band es um die riesige Wasserflasche, die sie von zuhause mitgebracht hatten.

Noch immer blickte sie ihn ratlos an. „Papa, was tust du denn da?"

„Das Wasser ist zu warm. Deshalb hängen wir die Flasche in den Fluss."

Ries Augen weiteten sich. „Aber dann schwimmt sie doch weg. Oder sie geht unter."

„Hab keine Angst, Rie." Wieder sah er sie mit diesem intensiven Blick an. Dann drehte er sich in Richtung Fluss und ging die fünf Meter bis zum Ufer. Rie rannte ihm hinterher und blieb neben ihm stehen, als er sich mit seinen türkisblauen Turnschuhen auf einen flachen Felsen stellte und die Flasche ins Wasser gleiten ließ.

Und dann geschahen zwei Dinge auf einmal: Die Flasche wurde von einer Welle erfasst und riss an dem Seil. Und im selben Moment verlor Ries Vater das Gleichgewicht, rutschte auf dem nassen Stein aus und stürzte ins Wasser. Der Fluss war an dieser Stelle nur etwa einen Meter tief, aber sein Grund war übersät von scharfkantigen Steinen.

Und auf einen dieser Steine fiel Ries Vater. Sein Kopf traf eine spitze Kante und das Wasser um ihn herum färbte sich für den Bruchteil einer Sekunde rot, bevor es von der Strömung davongetragen wurde. Sie schrie auf, wollte nach ihm greifen. Aber ihre Arme waren zu kurz, ihr Körper zu schwach. Hilflos sah sie dabei zu, wie die Strömung auch den leblosen Körper davontrug. Als er hinter der Biegung

verschwand, die der Fluss an dieser Stelle machte, fand sie endlich ihre Stimme wieder und schrie, so laut sie konnte: „Papa!“



EINS

TAG 1

Ich saß direkt am Flügel. Eine Freundin meiner Mutter hatte mir einmal gesagt, ich solle diesen Platz buchen. Man hätte dort mehr Beinfreiheit. Ja, und außerdem säße man direkt am Notausgang. Das war lange, bevor ich überhaupt jemals ein Flugzeug betreten hatte. Mich überhaupt getraut hatte, es zu tun.

Inzwischen war ich häufig durch piepsende Sicherheitsschleusen gegangen, hatte mich unzählige Male in die Schlange auf das Boarding wartender Menschen gereiht und viel zu oft darüber geärgert, dass ich meine Beine zwar frei bewegen konnte, aber wegen des Flügels keine wirklich gute, manchmal gar keine Sicht auf die Welt unter mir hatte.

Ich folgte trotzdem noch immer der Empfehlung. Denn, so sehr ich es liebte, an anderen Orten zu sein, an Orten, die weiter als eine Bahnfahrt entfernt lagen, saß ich noch immer den gesamten Flug über wie erstarrt in meinen Sitz gepresst und wartete darauf, wieder festen Boden unter

meinen Füßen zu haben. Vielleicht wartete ich aber eher auch darauf, dass ich das nie mehr tun können würde.

Ich hätte es gern vermieden. Aber dann hätte ich meinen Traum, als Fotografin durch die Welt zu reisen, nicht leben können. Und außerdem fragte mich meine Freundin Lydia bei jedem unserer Telefonate, ob ich mich meinen Ängsten stellte. Sie hatte drei Semester Psychologie studiert, und obwohl sie sich dagegen entschieden hatte, die Psyche der Menschen beruflich zu ergründen, konfrontierte sie jeden mit dem Halbwissen, das sie in diesen anderthalb Jahren erlangt hatte. In ihrer Frage schwang die Aufforderung, es zu tun, und ich wusste, dass sie recht hatte.

Deswegen saß ich immer wieder in einem Flugzeug. Dieses Mal sogar aus rein privaten Gründen. Ich würde Lydia besuchen. Sie hatte vor einiger Zeit einen Buchladen auf einer kleinen Karibikinsel eröffnet. Der Laden lief gut. Offenbar hatten die Menschen auch in Zeiten von Smartphone und E-Book-Reader das Bedürfnis, im Urlaub ein Buch in die Hand zu nehmen, dessen Seiten man anfassen und umblättern konnte.

Ich verstand es nicht. Das letzte richtige Buch, das ich gekauft hatte, war ein Geschenk für meine Mutter gewesen. Es war ein Kochbuch. Ich liebte den Luxus, hunderte Bücher zu haben, ohne mir die Wohnung damit vollzustellen. Es gab natürlich Bücher in meinen Regalen, aber es war eine ausgewählte Sammlung, die sich schon jahrelang in meinem Besitz befand, und die nur sehr selten um ein neues Werk erweitert wurde.



Der Flug hatte unspektakulär begonnen und wir waren schon ein paar Stunden in der Luft. Ich hatte Glück mit meinem Sitznachbarn. Vincent war in meinem Alter und attraktiv. Blonde Strähnen hingen ihm in die Stirn und unter seinem T-Shirt zeichneten sich trainierte Muskeln an der Brust und an den Armen ab. Ich legte keinen großen Wert auf das Äußere eines Mannes. Ein paar gut aussehende Charmeure hatten mir unmissverständlich klar gemacht, wie sinnlos es war, sich von einem schönen Äußeren leiten zu lassen, und dass dieses nicht zwangsläufig zum Glück führte. Vincent hatte kein typisches Modelgesicht. Ihm fehlten die markanten androgynen Wangenknochen, die viele Designer bei der Auswahl der Gesichter für ihre Kampagnen suchten. Trotzdem hatte sein Gesicht etwas Markantes, sein Blick war auch durch die Gläser seiner Brille intensiv und sein Lächeln hatte mich meine Aufregung in den letzten Stunden schon ein paar Mal vergessen lassen. Ich hätte ihn gern fotografiert.

Wir hatten uns bereits am Flughafen vor und während des Boardings unterhalten. Er hatte mich angesprochen. Wir hatten über unser Reiseziel geredet und er hatte mich trotz meiner Nervosität zweimal zum Lachen gebracht. Im Flieger hatte er meinen eigentlichen Sitznachbarn davon überzeugen können, den Platz mit ihm zu tauschen. Als die Flugbegleiterin mit ihrem Getränkewagen durch die Reihen fuhr, hatte er mir einen Kaffee spendiert. Und den tranken wir gerade, während die Dunkelheit vor meinem Fenster jedes Detail verschluckte. Im Innern des Flugzeugs brannten nur hier und da ein paar Leselichter und die Sicherheitsbeleuchtung wies den Flugbegleitern und Passagieren mit einem dringenden Bedürfnis den Weg.

Vincent rührte in seinem Kaffee und erzählte, dass er schon lange davon träumte, in die Karibik zu reisen. Es

war ein unspektakuläres Gespräch. Zu mehr war ich sowieso nicht in der Lage, denn, obwohl mein Kaffee koffeinfrei war, stand ich seit dem Start unter der mir so vertrauten Anspannung, die mir die stetige Adrenalinproduktion meiner Ganglien und Nebennieren bescherte. Als ob es etwas nützen würde. Im Falle eines Absturzes würden mir auch die beste körperliche Grundeinstellung und Wachsamkeit nicht helfen. Weder Flucht noch Angriff würden den Aufprall auf den Atlantik verhindern können. Und der würde sich nach einem Fall aus zehn Kilometern Höhe ähnlich hart anfühlen wie der Asphalt auf dem Time Square in New York City.

Also hörte ich Vincent zu, der darüber sprach, dass er seit zwei Jahren ein Bild von diesem einen Strand in seinem Portemonnaie mit sich herumtrug und zu Gunsten seiner Reisekasse genauso lange fast alle Kosten vermied, die über Miete, Nahrung und die Monatskarte für den öffentlichen Nahverkehr hinausgingen. Ich beobachtete ihn fasziniert und konnte mir nicht vorstellen, dass dieser Mann für ein paar Wochen Urlaub darauf verzichtete, ein Leben zu führen.

Als das Flugzeug das erste Mal ruckte und die Leselichter für den Bruchteil einer Sekunde ausgingen, sank mein Herz zwar in die Hose, aber mein Verstand redete mir dieselben beschwichtigenden Worte ein wie immer, wenn wir durch ein Luftloch flogen oder ein Sturm das Flugzeug durchschüttelte. Ich hatte unzählige Momente dieser Art erlebt. Es war sicher vollkommen normal. Aber dann, nach zehn Minuten, kam der zweite Ruck. Er war deutlich stärker und mein Verstand schaffte es diesmal nicht, mein Herz wieder hochzuhieven. Es blieb tief in meinem Bauch liegen und pochte so aufgeregt, dass mir davon schlecht wurde.

Vincent sah meine Panik und versuchte, mich zu beruhigen. Doch es hatte keinen Zweck, denn nach wenigen Minuten ruckte die Maschine erneut. Noch heftiger als die

zwei vorhergehenden Male. Diesmal fühlte es sich an, als sänke das Flugzeug um ein paar Meter in die Tiefe. Wieder fiel die Beleuchtung aus und als sie sich wieder einschaltete, sah ich für die Dauer eines Wimpernschlags den panischen Gesichtsausdruck einer Flugbegleiterin. Vincent bemerkte ihn auch. Aber dann wurde ihr bewusst, dass die Beleuchtung ihre Gefühlswelt nun nach außen trug, und sie setzte ihrem Gesicht wieder das professionelle Lächeln auf, das sie während ihrer Ausbildung trainiert hatte. Die meisten Passagiere waren durch die Unruhen geweckt worden und schauten sich, wie wir, mehr oder weniger besorgt um. Natürlich gab es im Passagierraum keine Anzeichen für irgendwelche Probleme. Es brannte nicht und es gab keine beunruhigenden Geräusche, die auf einen Triebwerkschaden hinwiesen. Aber die meisten Menschen deuten eine nicht einwandfrei funktionierende Technik in dieser Höhe als Gefahr. Ich auch.

Die Stimme des Piloten beruhigte zwar die aufgebrachten Gespräche zunächst, er konnte aber niemandem die Angst nehmen. Er sprach von technischen Störungen und davon, dass er bei nächster Gelegenheit eine Notlandung einleiten würde. Wo diese nächste Gelegenheit sein würde, sagte er nicht. Es war auch nicht notwendig, denn wir alle wussten, dass es in unmittelbarer Nähe keine gab. Unter uns war Wasser, egal, in welche Richtung wir weiterflogen.

Ich hatte mich immer gefragt, wie ich wohl mit einer solchen Situation umgehen würde, und war überrascht, dass die Panik mich nicht dazu veranlasste, die Flugbegleiterin anzubetteln, meine Bordkarte nachträglich doch nicht anzuerkennen oder heulend in Vincents Armen zu liegen. Ich tat nichts dergleichen. Stattdessen übernahm eine Ruhe in mir die Kontrolle, die ich von mir selbst nicht kannte. Es war, als hätte ich schon immer auf diesen Moment gewartet

und nun, da er gekommen war, war ich in gewisser Weise bereit für was auch immer folgen würde.

Ich sah zur Seite. Vincent wirkte weder bereit noch ruhig. Unsere Rollen hatten sich vertauscht. Ich fand es interessant, dass die Gewissheit den einen Menschen völlig aus der Bahn wirft, während sie den anderen erdet. Vincent hatte Schweißperlen auf der Stirn und sein Blick war starr auf den kleinen, grauen Riegel gerichtet, der die Tischplatte an der Rückseite des Sitzes vor ihm festhielt. Ich versuchte, ihn anzusprechen, aber er schien mich nicht zu hören. Ich probierte es weiter, stellte ihm alle möglichen Fragen und irgendwann schaffte er es, seinen Kopf zu mir zu drehen. In seinen Augen lag nicht mehr das blanke Entsetzen, auch wenn ich die Angst noch immer sehen konnte. Ich strich ihm über die linke Wange, was angesichts unserer kurzen Bekanntschaft vielleicht etwas zu intim war, aber er beantwortete die Berührung mit einem Lächeln, was mich wiederum zum Lächeln brachte.

Als der nächste Ruck die Beleuchtung wieder erlöschen ließ, war er etwas entspannter. Wir redeten nicht, wir warteten. Wir warteten auf eine weitere Ansage des Kapitäns, auf die Panik der anderen Passagiere, auf den Ausfall der gesamten Technik. Wir warteten auf den Absturz. Aber nichts davon geschah. Wir flogen weiter, hin und wieder von einem Ruck geschüttelt. Irgendwann griff Vincent nach meiner Hand und strich sanft mit seinen Fingerspitzen über meine Haut. Er entspannte sich. Und ich genoss seine Berührung, die wie das Streicheln seiner Wange zu intim war, aber trotzdem irgendwie in die Situation passte und sich seltsam vertraut anfühlte.

Ich hatte das unbestimmte Gefühl, dass wir an Flughöhe verloren, aber ich war mir nicht sicher. Letztendlich spielte es auch keine Rolle. Ich war der Situation ausgeliefert

und konnte nur abwarten, was geschah. Ohne zu wissen, was am Ende des Wartens sein würde oder nicht mehr sein würde. Ich konnte nicht rennen, niemanden um Hilfe bitten. Ich konnte nichts tun, um mich selbst oder einen der anderen Passagiere zu retten.

Und dann wurde mir etwas bewusst. Vielleicht waren dies die letzten Stunden, vielleicht auch nur Minuten meines Lebens und ich saß in einem dunkelblauen Ledersitz, hatte viel Beinfreiheit, hielt die Hand eines Fremden und wartete darauf, was das Schicksal für mich bereithielt. Dabei glaubte ich nicht einmal an Schicksal, an ein vorgezeichnetes Leben, in dem ich nur eine Rolle übernahm, die jemand anderes für mich geschrieben hatte. Eine schreckliche Vorstellung. Ich entschied selbst darüber, wie mein Leben verlief. Und bevor ich weiter darüber nachdenken konnte, lehnte ich mich zu Vincent und küsste ihn.

Er war überrascht, so sehr wie ich. Aber nur für einen Moment. Dann spürte ich seine Hand auf meiner Wange und den Druck seiner Lippen, die sanft die meinen öffneten und mit ihnen in einem Kuss versanken, der mein Herz wie einen Ball durch meinen Bauch hüpfen ließ. Denn dort hatte es trotz der neu gewonnenen Sicherheit noch immer gelegen. Seine Bartstoppeln kratzten über meine Oberlippe. Sie hatten gerade erst zu wachsen begonnen und waren noch besonders scharfkantig. Aber seine Lippen waren weich und sein Mund warm und er schmeckte nach Kaffee. Es war ein schöner Kuss und es wäre mir fast gelungen, zu vergessen, dass ich den Mann hinter diesen Lippen erst ein paar Stunden kannte und wir möglicherweise nicht viele Gelegenheiten haben würden, dieses Zusammenkommen zu wiederholen.

Ein weiterer Ruck beendete unseren Kuss. Dieses Mal fiel die Beleuchtung für mehr als eine Minute aus. Vincent

löste die Armlehne zwischen uns, schob sie nach oben und legte mir den Arm um die Schultern. Ich ließ meinen Kopf gegen seine Brust sinken und verspürte wieder die vertraute Nähe, die so gar nicht in diese Situation passte. Und dann begann er leise zu singen. Es war ein alter Song, den ich schon unzählige Male gehört hatte, aber nie hatte ich ihn so erlebt. Vincent sang ihn in einer ruhigeren Version als im Original. Seine Stimme war warm, tief und gefühlvoll und ließ eine Gänsehaut meine Arme bedecken.

Ich schmiegte mich tiefer in seine Umarmung und gemeinsam warteten wir darauf, dass das Licht wieder anging. Ich dachte über unseren Kuss nach, während seine leise Stimme in mein Ohr drang, spürte noch immer die Berührung seiner Lippen und der Ball in meinem Bauch nahm bei der Erinnerung wieder neuen Schwung auf. Dabei wollte ich keinen Mann in meinem Leben. Hatte noch nie einen gewollt. Zumindest nicht länger als für ein paar Wochen. Denn dann verpuffte die erste blinde Verliebtheit und ich stellte fest, dass der aktuelle Mann nicht in mein Leben passte. Oder ich in seins. Und jemand, der jahrelang für einen Traum darauf verzichtete zu leben, von dem er sich dann doch wieder verabschieden musste, konnte keinen Platz in meinem Leben finden.

Aber andererseits, was wusste ich schon? Ich kannte ihn erst seit ein paar Stunden. Und war es nicht eine ganz nette Abwechslung, wenn ein Mann nicht sein gesamtes Geld für Partys und Autos aus dem Fenster warf, sondern für etwas beiseitelegte, das ihm wichtig war?

Das Licht schaltete sich wieder ein, als sich meine Augen gerade soweit an die Dunkelheit gewöhnt hatten, dass ich die Umrisse des Sitzes vor mir erkennen konnte. Vincent verstummte und die Stimme des Kapitäns verkündete, wir würden die Flughöhe reduzieren. Die nächste Möglichkeit

für eine Notlandung wäre in Reichweite. Ich fragte mich, ob er nur versuchte, eine Panik zu verhindern oder ob er wirklich daran glaubte, dass wir hier lebend rauskommen würden. Ich war noch immer seltsam ruhig. Vincents Arm drückte mich fester an sich. Seine Angst wurde wieder stärker. Auch er hatte den Unterton des Kapitäns gehört.

Es dauerte nicht lange, bis die Flugbegleiter durch die Reihen gingen und uns, als reine Vorsichtsmaßnahme, aufforderten, unsere Schwimmwesten unter den Sitzen hervorzuholen und sie anzulegen. Sie baten uns, nicht an der Lasche zu ziehen. Es bestehe keine unmittelbare Gefahr und sollten wir die Westen tatsächlich brauchen, würden sie sich schnell genug aufblasen lassen. Außerhalb des Flugzeuges. Die meisten Passagiere folgten den Anweisungen umgehend und ruhig. Eine Dame mittleren Alters, die zwei Sitzreihen vor uns saß, ignorierte die Anweisung. Ich konnte die Panik nicht nur in ihren Augen deutlich erkennen. Tränen strömten ihr über die Wangen, verteilten Wimperntusche und Kajalstift auf ihrer Haut, wo beides verwischte und dunkle Flecken hinterließ. Sie blickte immer wieder um sich und als sie die Flasche Wasser an die Lippen hob, die ihr Sitznachbar ihr reichte, zitterte ihre Hand so stark, dass das Wasser überschwappte und den gelben Tweed-Stoff ihres Rocks dunkel färbte. Sie war nicht weit davon entfernt, die Fassung vollständig zu verlieren. Eine Flugbegleiterin strich ihr beruhigend über den Arm und sie schaffte es, ihr die Rettungsweste anzulegen.

Die Panik der Frau ließ mich wieder rational denken. Lydia wäre stolz auf mich gewesen. In meinem Kopf ging ich mein Handgepäck durch, das über mir hinter einer Klappe verstaut war. Ein weiterer Nachteil, wenn man an einem Notausgang saß. Es durfte kein Gepäckstück unter den Vordersitz geschoben werden. Ich hatte die Flugbegleiterin

überzeugen können, meine Handtasche bei mir behalten zu dürfen, aber mein blauer Rucksack befand sich in der Gepäckablage über mir. Darin waren nicht viele Dinge, die sich im Falle eines Absturzes als hilfreich erweisen würden. Ein Notebook mitsamt Kabeln, meine Kamera mit einem weiteren Objektiv, ein paar Schmerztabletten, ein dünnes Mikrofaserhandtuch, Kosmetik, ein paar Nüsse, ein Stephen King Roman und Kopfhörer, ein Bikini, ein frisches T-Shirt. Schließlich wusste man ja nie, in welches Flugzeug die eigenen Sachen verladen werden würden. Außerdem hatte ich darin Tampons, die ich erst wieder in einem Monat brauchen würde. Vielleicht auch früher. Mein Zyklus war nicht besonders regelmäßig.

Ich löste meinen Gurt und stand auf. Vincent sah mich fragend an und auch der Passagier, der neben uns auf der anderen Seite des Gangs saß, beobachtete mich aufmerksam. Eigentlich tat er das schon den gesamten Flug über. Sofort kam eine rothaarige Flugbegleiterin auf mich zu, schob sich an Vincent vorbei und hob eine Hand, als würde sie mich zurück in meinen Sitz drücken wollen. Aber dann überlegte sie es sich anders und sagte: „Bitte setzen Sie sich wieder." Ihr Blick war streng, vielleicht auch ein bisschen mitfühlend, aber vor allem streng. Und ihr straff nach hinten gebundener Pferdeschwanz schwang, noch immer von der vorherigen Bewegung angetrieben, hin und her.

„Aber ich brauche meinen Rucksack."

„Es tut mir leid. Das geht jetzt nicht."

„Aber …"

Vincent schaltete sich dazwischen: „Es befinden sich Tabletten in diesem Rucksack, die sie alle vier Stunden einnehmen muss."

Die Flugbegleiterin sah nicht sehr beeindruckt aus. Aber sie stellte Vincents Worte nicht infrage. „Gut, dann gebe

ich ihnen den Rucksack herunter und sie können die Tabletten herausnehmen."

Mist. Ich verzog das Gesicht und sie lächelte wissend. „Hören Sie, ich kann verstehen, dass Sie verunsichert sind. Aber bisher gibt es dafür keinen Grund. Und wenn ich Ihnen jetzt erlaube, ihren Rucksack an sich zu nehmen, fragt mich in zwei Minuten der nächste Passagier, ob er nicht vielleicht seine Fernbrille aus dem Handgepäck holen könnte." Sie sah sich um und senkte die Stimme. „Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass wir weitere Unruhe vermeiden möchten."

Ich sah ihr direkt in die Augen und schätzte meine Chancen ab, sie umzustimmen. Sie lagen bei Null. Vielleicht sogar darunter. Also gab ich nach, rutschte zurück in meinen Sitz und legte den Gurt wieder an.

Vincent sah mich mitfühlend an. „Was ist denn so Wichtiges in dem Rucksack?"

Ich lehnte den Kopf nach hinten und schloss die Augen. „Nichts."

Wir schwiegen. Wir schwiegen eine ganze Weile und so langsam kam mir diese ganze Weile sehr lang vor. Länger, als ich erwartet hatte, noch in den Genuss kommen zu dürfen, die Keime des hustenden Passagiers acht Reihen hinter uns, einzuatmen. Das Lüftungssystem verteilte sie seit Stunden im gesamten Passagierraum.

„Müssten wir nicht langsam mal abstürzen?" Ich öffnete die Augen und sah aus dem Fenster. In das tiefe Schwarz hatte sich inzwischen etwas Helligkeit gemischt. Wir sanken noch immer, aber es wirkte kontrolliert. Das Meer lag weit unter uns und es hatte keinen weiteren Ruck oder Lichtausfall gegeben. Ich sah zu Vincent. Er erwiderte meinen Blick mit hochgezogenen Augenbrauen, die man hinter seiner Brille mit der groben Fassung kaum sehen konnte.

„Was?“, fragte ich.

„Wie kannst du das so sagen?“

Ich atmete tief durch. „Ich hab mich halt darauf eingestellt.“

„Du hast dich darauf eingestellt, dass wir abstürzen?“ Er sagte es zu laut und von den Plätzen um uns herum drangen Geräusche der emotionalen Erschütterung.

Ich sprach leiser. „Ja, das habe ich. Wie sollte ich denn sonst mit so einer Situation umgehen? Und wozu hätte ich sonst meinen Rucksack gebraucht?“

Weitere Zweifel zeichneten sich in seinem Gesicht ab. „Marie, wenn wir abgestürzt wären, hättest du deinen Rucksack ganz sicher nicht mehr gebraucht.“

„Wenn wir eine Notwasserung gemacht hätten. Dann hätte ich ihn mir auf den Rücken geworfen, wir wären die Ersten gewesen, die diesen riesigen Sarg verlassen hätten, und wenn wir auf einem Rettungsboot oder auf einer einsamen Insel ein paar Tage hätten ausharren müssen, dann …“

„Was? Dann hättest du zwischendurch die Unterwäsche wechseln können?“ Fast.

„Nein, Vincent. Da ist keine Unterwäsche drin.“ Genervt ließ ich mich in den Sitz zurückfallen.

„Ein Bikini?“ Woher wusste er das?

Ich schwieg.

„Und nenn mich bitte nicht Vincent. Das haben nur meine Lehrer getan und ich habe es gehasst.“

„Warum hast du es denn gehasst? Das ist doch ein wunderschöner Name.“

Er lächelte. „Du findest, ich habe einen wunderschönen Namen?“

Ich wich seinem Blick aus und räusperte mich. „Ähm, ja. Ich bin halt ein großer Kunstfan.“

Jetzt war er es, der schwieg.

„Wie möchtest du denn stattdessen genannt werden?“

„Vin. Meine Freunde nennen mich Vin.“

Ich drehte den Kopf wieder zu ihm. „Echt jetzt? Wie Vin Diesel?“ Ich musterte ihn.

„Nein, einfach wie Vin.“

„Das hast du wahrscheinlich schon ein paar Mal gehört oder?“

Er nickte und lächelte selbst.

Ich streckte ihm die Hand entgegen. „Okay, Vin. Dann zähle ich mich jetzt zu deinen Freunden.“

Er zögerte einen Moment, bevor er sie ergriff. Seine Hand fühlte sich warm und stark an. Wie sein Kuss. Ich strich das Bild schnell wieder aus meinem Kopf. Und ein Blick in Vins Augen nahm auch dem Ball in meinem Bauch, der bei der Erinnerung an die Berührung unserer Lippen zu hüpfen begonnen hatte, wieder seine Sprungkraft. Er sah mich ernst an. Zu ernst. Aber als er den Mund öffnete, um etwas zu sagen, ertönte ein Kratzen in den Lautsprechern über uns und der Kapitän sprach erneut. Er erzählte etwas davon, dass die technischen Schwierigkeiten behoben seien, er das Flugzeug aber trotzdem bei nächster Gelegenheit landen wolle, um einen Defekt auszuschließen, den ihm seine Instrumente nicht anzeigten.

Vin lehnte sich zurück und atmete tief durch. Ich tat es ihm gleich und versuchte, die Erinnerung an seinen ernsten Blick und an das Gefühl seiner Lippen auf den meinen zu verdrängen. Beides passte nicht zueinander, aber ich wollte nicht darüber nachdenken.



ZWEI

TAG 1

Nicht mal ein Feldzug unter Ulysses S. Grant persönlich würde mich noch einmal in dieses Flugzeug treiben können, wenn ich hier irgendwann raus gekommen bin.“ Ich presste die Hände aufs Gesicht und meine Worte klangen selbst für mich dumpf. Dennoch merkte ich, wie mein Herz ganz langsam zurück in meine Brust schwebte, und ich wandte mich wieder zu Vin.

Auch in sein Gesicht war die Farbe zurückgekehrt und er lächelte. Zaghaft und kaum wahrnehmbar, aber er lächelte. Er nahm die Brille vom Gesicht und wischte sich mit den Fingern über die Augen. Dann sah er mich an.

„Du brauchst eine andere Brille.“ Warum hatte ich das gesagt?

„Wie bitte?“

„Der Rahmen ist zu breit für dein Gesicht. Deine Augenbrauen verschwinden komplett dahinter und deine Augen können überhaupt nicht richtig wirken. Hast du es mal mit Kontaktlinsen versucht?“ Was erzählte ich denn da?

Ich mochte es, wie sein Gesicht mit der Brille zusammen wirkte.

„Zu teuer."

„Aber …"

Er unterbrach mich: „Ich mag meine Brille."

„Okay."

Er setzte sie wieder auf und lehnte sich zurück.

„Aber …"

„Marie. Ich mag sie."

„Hast du eine Freundin?" War das der Grund, warum mein Gehirn sich dieses Thema ausgedacht hatte? Gab es meinem Mund deshalb ohne mein Zutun das Kommando, sich zu öffnen und zu schließen? Um Vin Fragen zu seinem Beziehungsstatus zu stellen?

Er richtete sich wieder auf und sah mich an. „Glaubst du, ich hätte dich geküsst, wenn ich eine Freundin hätte?"

Ich überlegte. Dann sagte ich: „Ja, das glaube ich. Außerdem habe ich dich geküsst und wir dachten beide, dass wir bald sterben würden und …"

Er lehnte sich wieder zurück und seufzte. „Ich habe keine Freundin."

Ein kleiner Stich durchfuhr mich, weil er so genervt reagierte. Aber das Wissen, dass zuhause niemand auf ihn wartete, schwächte ihn ab und ich erwiderte grinsend: „Das liegt bestimmt an der Brille."

Er wollte noch etwas sagen, aber in diesem Moment drehte das Flugzeug nach links und unter uns erschienen die Lichter einer Insel, deren Landebahn aussah, als wäre sie für Ein-Personen-Jets in Playmobil-Größe gebaut worden und nicht für die Passagierflugmaschine eines Transatlantikfluges, in der echte Menschen saßen. Der Pilot beendete das Kurvenmanöver und nun steuerten wir mit sinkender Höhe auf winzige Positionslichter zu. Mein Herz rutschte

zurück in die Gegend, in der mein Körper normalerweise damit beschäftigt war, mein Mittagsessen zu verdauen. Ich musste für einen Moment die Augen schließen, um die Kontrolle über seine Funktionen zurückzuerlangen.

Dann lag plötzlich ein Paar Lippen auf meinem Mund und ich ließ zu, dass Vin mich sanft küsste. Ließ zu, dass er mit seinem Mund über die Stelle strich, die meinen Lippen ihr herzförmiges Aussehen verlieh. Mein Mund öffnete sich wie von selbst und ich versank noch tiefer in seinem Kuss als beim ersten Mal. Mein Herz hüpfte zurück an seinen Platz, zumindest fast, und eine kleine Armada Schmetterlinge flatterte durch meinen befreiten Bauch.

Ein kräftiger Stoß riss unsere Lippen auseinander. Im nächsten Moment wurde Vins Kopf gegen meinen geschleudert und ein heftiger Schmerz nahm von meiner Stirn aus seinen Weg hin zu meinem Hinterkopf. Vin schien es ähnlich zu gehen, denn er rieb sich mit verzerrtem Gesicht die rechte Augenbraue. Erst jetzt bemerkte ich, dass er die Brille wieder abgenommen hatte.

Plötzlich begannen die Menschen um uns herum zu klatschen und zu jubeln. Die Ereignisse der letzten Minuten hatten meine Wahrnehmungskraft beeinträchtigt und mir war gar nicht aufgefallen, dass das Flugzeug immer langsamer geworden war und nun zum Stehen kam. Der starke Ruck musste vom Aufprall des Fahrwerks auf die Rollbahn ausgelöst worden sein. Ich sah aus dem Fenster. Da waren Palmen und Gebäude und Asphalt und Menschen und Autos. Und ein deutlich größerer Flughafen, als ich ihn aus der Luft erwartet hatte. Wir hatten es geschafft. Etwas Warmes legte sich auf meine Hand. Vin strich sanft über sie und verschränkte unsere Finger miteinander.

Ich blickte zuerst auf unsere Hände und dann in sein Gesicht. Er lächelte sanft und in mir brach die Haltung der

letzten Minuten, oder waren es Stunden, zusammen. Ich begann zu zittern und meine Augen füllten sich mit Tränen. Vins Blick verfinsterte sich. Er löste seinen Gurt und rückte zu mir. Als er mich an sich zog, schluchzte ich bereits heftig und auf seinem T-Shirt bildeten sich innerhalb weniger Sekunden dunkle Flecken. Aber er hielt mich fest und ich wollte nicht, dass er damit wieder aufhörte.

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »Nur für diesen Moment« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen **Bei Amazon kaufen**

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© A.D. WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.

A.D. WILK

LESEPROBE

WENN DER Schnee FÄLLT

LIEBESROMAN





Eine zusätzliche Kurzgeschichte zu diesem Buch erhältst du in meinem Newsletter: andreawilk.de/newsletter

A.D. WILK

WENN DER Schnee FÄLLT

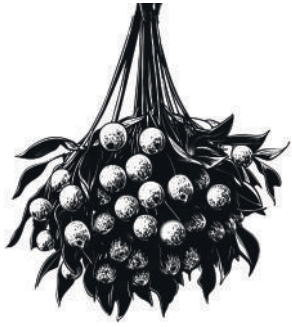
LIEBESROMAN





aduu

Weil du im Herzen nie allein bist.



prolog

NINA

Ich hätte sie davon abhalten sollen, ihn zu heiraten.« Rafaels Worte drangen zu mir, übertönten George Michaels Stimme, der vom letzten Weihnachten sang, und wischten das Lächeln von meinem Gesicht, mit dem ich mich gerade von meinem Ehemann getrennt hatte.

Jetzt wäre mir fast das Champagnerglas aus der Hand gefallen. Wie bitte? Ich drückte mich gegen die Wand, die den Saal von dem Nebenraum trennte, in dem ich gerade etwas Luft hatte holen wollen. Offenbar war ich nicht die Erste mit diesem Gedanken. Ich hatte den kahlen Raum noch nicht betreten, stand im Türrahmen und beobachtete gebannt die beiden Männer, die dort auf zwei einsamen Stühlen saßen. Ich hätte nicht zuhören sollen, aber das hier war immerhin meine Hochzeit, über deren Boykott sie offenbar sprachen.

»Rafael, wir haben darüber gesprochen. Du hast dich dagegen entschieden.«

»Ja, weil ich ein Feigling bin.«

»Nein, weil du sie liebst und das Beste für sie willst.«

»Was, wenn Marcus nicht der Beste für sie ist?«

»Dann wird sie es herausfinden.«

Mein Herz raste. Das konnte nicht sein Ernst sein. Wut kochte in mir hoch, aber noch viel mehr als das war es Enttäuschung, die sich langsam in mir ausbreitete. Und Traurigkeit. Doch ich unterdrückte die Tränen. Auch ich hatte mich schließlich ent-



schieden. Allerdings hatte ich nicht gewusst, dass es diese andere Option überhaupt gegeben hatte. Daher die Wut.

»Ich sollte es ihr sagen.«

»Nein, das solltest du nicht.«

»Es ist unfair, es ihr zu verheimlichen.«

»Nein! Es war unfair, es ihr zu verheimlichen. Jetzt wäre es unfair, es ihr zu sagen. Du kannst sie nicht in eine Ehe laufen lassen und ihr hinterher erklären, dass du heute lieber an ihrer Seite gestanden hättest.« Leon, Rafs bester Freund, machte eine Pause, um etwas zu trinken. »Und wenn ich dich erinnern darf: Du hast selbst gesagt, dass du nicht wüsstest, ob ihr überhaupt eine Zukunft hättet.«

Diese Worte schlugen mir wie ein Steinzeithammer in den Magen. Ich hätte gehen sollen. Kein einziges weiteres Wort dieser Konversation hätte ich in meinen Kopf lassen sollen. Und doch blieb ich stehen, weil ich wie gelähmt war und ich alles wissen musste.

»Ja, das habe ich gesagt.«

»Dann lass sie jetzt eine Zukunft mit Marcus haben. Du bist ihr verdammter Trauzeuge, Mann.«

Rafael wurde wütend. »Glaubst du nicht, dass ich mir im Klaren darüber bin, wie absurd diese ganze Geschichte ist? An meinen Gefühlen kann ich kaum etwas ändern.«

Ich schloss die Augen. Nein. Nein. »Nein!« Verdammt. Hatte ich das letzte Nein laut ausgesprochen? Ich schlug mir auf den Mund, doch es war zu spät. Sie hatten mich gehört. Noch nicht gesehen, weil ich mich ja hinter der Wand versteckte. Doch sie hatten mich gehört. Die beiden verstummten und ihre Stimmen wurden durch das Geräusch sich bewegender Stühle ersetzt.

Wenn mein Gehirn dazu in der Lage gewesen wäre, die Kontrolle über meinen Körper zurückzuerlangen, hätte ich abhauen können. Es waren einhundert Leute im großen Saal. Jeder

von ihnen hätte es gewesen sein können. Ohne Zusammenhang mit dem im Nebenraum Gesagten. Ich hätte es an einer vollkommen anderen Position in einem vollkommen anderen Zusammenhang sagen können. Doch meine Nervenzellen waren viel zu sehr damit beschäftigt, zu verarbeiten, was Rafael da gerade gesagt hatte. Deshalb bewegte ich mich nicht.

Die beiden Männer traten durch die Tür, sahen sich um und entdeckten mich, noch immer gegen die Wand gepresst, den Stiel des Glases so fest umschlossen, dass er sicher gleich brechen würde.

Rafaels Blick traf mich, ausdruckslos und doch voll ungesagter Worte.

»Ich lass euch mal allein.« Leon warf mir ebenfalls einen Blick zu, den ich nicht deuten konnte. In diesem Moment hasste ich ihn fast noch mehr als Rafael. Er hätte es mir sagen müssen. Er war auch mein Freund.

»Nina.« Rafael näherte sich mir, strich über meine Hand, die sich entspannte und nun keinen Glasbruch mehr auslösen würde. Er hatte es gesehen. Er hatte es gesehen, weil er wusste, wie ich mich verhielt, wenn ich wütend war. Dass ich dann erstarrte und mich verkrampfte. »Ich will, dass du vergisst, was du gerade gehört hast.«

Ich funkelte ihn an und presste hervor: »Was habe ich denn da gerade gehört?«

Er sah mich an und schien abschätzen zu wollen, wie viele Worte ich mitbekommen hatte.

»Ich helfe dir. Du hättest mich Marcus nicht heiraten lassen sollen, weil du irgendwelche Gefühle für mich hast, von denen du aber nicht weißt, ob sie zu etwas Langfristigem geführt hätten. Habe ich das in etwa richtig verstanden?«

Er hob das Kinn und nickte selbstbewusst. Er würde doch nicht wirklich zu diesen Worten stehen? Warum? »Ja, das habe ich in etwa gesagt.«

Ich war sprachlos. Und wütend. Und fast tat es mir leid, dass das Glas noch heil war, denn gern hätte ich ihm mit einem abgebrochenen Stiel gedroht.

»Ach, komm schon. Ist das nicht vollkommen natürlich, dass ich so denke?«

Ich brauchte ein paar Sekunden, bevor ich fragen konnte: »Wie bitte?«

»Wir kennen uns seit dreizehn Jahren. Seit wir verdammte zwölf Jahre alt waren.«

»Danke für die Erinnerungsauffrischung. Ich hatte fast vergessen, dass du ja mein bester Freund bist, seitdem ich dir verziehen habe, dass du mir mein Pausenbrot geklaut hast.«

Sein Mundwinkel zuckte, obwohl es eigentlich keine witzige Geschichte war. Denn nachdem ich herausgefunden hatte, warum er es getan hatte, hatte ich an jedem Tag die doppelte Menge an Essen mit in die Schule gebracht. Und nachdem mein Vater das mitbekommen hatte, hatte er mich dazu gebracht, herauszufinden, was Rafael gern aß. Ich hatte ihn nach der Schule mit nach Hause gebracht und ziemlich bald war er ein Teil meiner Familie gewesen. Zumindest in Bezug auf mich und meinen Vater. Dafür und für so vieles andere liebte ich ihn. Und ich war froh, dass er endlich ein Leben führte, in dem er dieser wundervolle Mensch sein konnte, ohne dass ihm jemand dafür spöttische Kommentare verpasste. Das würde ich ihm sagen, wenn ich ihn im Januar besuchte. Nicht an Weihnachten, denn da wäre Marcus dabei und er hatte sich schon immer besser mit meiner Mutter verstanden.

»Also, was hat das damit zu tun, dass du … dass du …« Ich konnte es nicht aussprechen. »Mit dem, was ihr da gerade besprochen habt.«

»Stell dir vor, es wäre andersrum.«

»Andersrum?« Ich hatte eine vage Ahnung davon, was er meinte, doch ich wollte es nicht aussprechen.

»Ja, stell dir vor, ich würde heiraten. Und du wärest meine Trauzeugin. Hättest du dann nicht auch solche Gedanken?«

»Nein!« Ich war so wütend, dass ich nicht über seine Frage nachdachte und ihm meine Antwort giftig entgegenschleuderte. Dabei stimmte sie nicht.

Augenblicklich fiel das Selbstbewusstsein von Rafael ab. Er wirkte verletzt. Ich hatte ihn mit einer Lüge verletzt, weil er mir die Wahrheit verschwiegen hatte. Was davon war schlimmer?

»Okay, dann kannst du es vielleicht nicht nachvollziehen. Ich hatte immer wieder den Gedanken, dass wir eines Tages … Na ja, vergiss es. Es spielt ohnehin keine Rolle. Und deinen Worten zufolge ist es ja offenbar gut, dass ich nichts gesagt habe. Es hätte nichts geändert, richtig?«

Wieder antwortete ich, ohne darüber nachzudenken. Wieder war es eine Lüge. »Richtig.«

Er nickte langsam. »Dann bin ich froh, dass ich es nicht getan habe.« Er gab mir einen sanften Kuss auf die Wange. »Entschuldige mich. Ich denke, es ist besser, wenn ich jetzt gehe.« Seine Stimme klang erstickt und fremd. Und es fühlte sich nicht an, als würde er nur die Party verlassen. Es fühlte sich an, als verließe er mein Leben.

Ich sah ihm dabei zu, wie er davonging. Wie er den mit hunderten Mistelzweigen und einem Tannenbaum dekorierten Hochzeitssaal durchquerte, die Tür aufstieß und in den Schneesturm hinausstürmte, der verhindert hatte, dass wir die geplanten Winter-Hochzeitsbilder im Schnee machten. Nur mein Vater schien es zu bemerken. Er stand in der Nähe des Ausgangs, sah erst Rafael hinterher und dann in die Richtung, aus der er gekommen war. Zu mir.

Ich schüttelte nur den Kopf und schlang die Arme um meinen Oberkörper. Die langen Ärmel des schlichten Kleides konnten mich in der Kälte nicht wärmen, in der Rafael mich zurückgelassen hatte.

//

War es richtig gewesen, ihn anzulügen? Was wäre geschehen, wenn ich ihm die Wahrheit gesagt hätte? Dass es sehr wohl etwas geändert hätte, wenn er es mir vor der Hochzeit gesagt hätte. Doch was hätte es geändert? Hätte ich Marcus, den Mann, der seit drei Jahren an meiner Seite war, dann von mir gestoßen wegen ein paar Schmetterlingen, die bei Rafaels Worten durch meinen Bauch geflogen waren? Schmetterlinge, die dort nicht zum ersten Mal herumflatterten. Die mir sehr vertraut waren. Die ich schon vor Jahren versucht hatte, davon zu überzeugen, dass sie bei mir falsch waren und sich ein anderes Blümchen suchen sollten.

Ich war nicht Rafaels Typ. Es hatte nie einen dieser Momente gegeben, in denen wir uns fast geküsst hätten oder so. Auch wenn ich mir das früher immer gewünscht hatte. Ich konnte mich nicht daran erinnern, dass wir jemals miteinander getanzt hatten. Nicht einmal heute. Am Tag meiner Hochzeit, die er womöglich verhindert hätte, wenn er nicht so ein Feigling gewesen wäre.



1

NINA

5 Jahre später.
Dezember.

Zum Glück werde ich keine Zeit haben, dich zu vermissen.« Marcus zog mich zum dritten Mal in seine Arme und ich ließ es lachend geschehen.

»Ich hoffe, dass es mir ähnlich geht.«

»Du hoffst, dass du mich nicht vermissen wirst.«

»Ich hoffe, dass das Seminar so spannend ist, dass ich die gesamten drei Wochen damit beschäftigt sein werde, über all die interessanten neuen Erkenntnisse zu reflektieren.«

Eine Zugdurchsage erklang so laut, dass Marcus mit seiner Antwort wartete. »Ich wünschte, ich könnte das auch sagen. Erinnerst du mich noch einmal daran, warum ich Anwalt geworden bin?«

Ich legte meine Hände an seine Wangen und küsste ihn. »Weil du Menschen helfen möchtest, zu ihrem Recht zu kommen.«

»Und warum fühlt es sich überhaupt nicht so an, als hätte ich die Chance dazu?«

Ich zuckte mit den Schultern, denn meine Antwort hätte ihm nicht gefallen. Meine Mutter war Anwältin und ihr großer Wunsch war es gewesen, dass ich in ihre Fußstapfen trat. Ich hatte mich bewusst dagegen entschieden, weil ich zu oft

die gleichen Jammereien von ihr gehört hatte, die Marcus täglich mit an den Abendessenstisch trug. Wenn er denn zum Abendessen zu Hause war. Das kam immer seltener vor und inzwischen hatte ich mir angewöhnt, allein vor dem Fernseher oder dem Computer zu essen, um noch ein paar Dinge abzuarbeiten. Er versicherte mir seit zwei Jahren, dass es nur noch diesen einen Fall zu bearbeiten gab und er dann endlich mehr Zeit für mich haben würde. Genauso wie ich es von meiner Mutter aus meiner Kindheit kannte. Die meisten Frauen heirateten ihren Vater. Ich hatte meine Mutter zum Ehemann. Dass Marcus mir vor unserer Hochzeit versprochen hatte, dass es bei ihm anders sein würde, war längst kein Mittelpunkt unserer Streits mehr. Ich hatte es aufgegeben, ihn daran zu erinnern. Und ich hatte aufgehört, ihn zu fragen, ob er wirklich arbeitete, wenn er so spät nach Hause kam.

Er sah auf die Uhr, sagte aber nichts. Mein Zug hatte schon jetzt zehn Minuten Verspätung. Die Anzeigetafel behauptete jedoch weiterhin, dass er in einer Minute eintreffen würde. So wie seit elf Minuten. Ich sah mich um, suchte nach einer anderen Informationsquelle, entdeckte aber nur andere Wartende und ein paar Werbetafeln, die mich mit ihren Slogans daran erinnerten, dass Weihnachten war. Wenn erst das vierte Lichtlein brennt, ist es zu spät zum Geschenke shoppen.

»Du brauchst nicht mit mir zu warten. Ich bin ein großes Mädchen und kann meinen Koffer allein in den Zug heben.«

»Bist du sicher?«

»Natürlich bin ich sicher. Du bist sowieso schon spät dran. Das Schneetreiben da draußen wird deine Fahrt durch die Stadt nicht angenehmer gestalten.« Ich lächelte ihm zu. »Geh, Marcus. Finde heraus, wie du deiner Klientin helfen kannst.«

Die Erleichterung in seinem Blick war so deutlich, dass ich mich ein bisschen zurückgestoßen fühlte. Einen einzigen Abend hatten wir in der vergangenen Woche miteinander ver-


4
1 Minute

bracht, obwohl er versprochen hatte, dass wir viel Zeit miteinander verbringen würden, bevor ich auf den Workshop fuhr. Drei Wochen würden uns fast achthundert Kilometer voneinander trennen und in Anbetracht des Zeitplans für den Workshop und Marcus' Bürozeiten würden wir kaum Zeit finden, auch nur zu telefonieren.

Es war kein gewöhnlicher Unternehmensberater-Workshop. Das Konzept war ganzheitlich und beinhaltete ein Yoga-Retreat, Seminare zu sozial nachhaltiger Unternehmensveränderung und Gruppen-Coachings, in denen wir unsere eigenen blinden Flecken finden sollten, damit wir sie nicht mit in die Beratung brachten. Es gab strikte Regeln für den Gebrauch von Smartphones und den Kontakt nach außen.

Deshalb verstimmte mich Marcus' augenscheinliche Freude darüber, dass er gehen konnte. Sicher, eigentlich hätte uns die Abfahrt des Zuges ohnehin schon getrennt. Doch die geschenkten Minuten schienen für ihn eher ein Ballast zu sein.

»Melde dich, wenn du angekommen bist, ja?«

»Sicher.«

Er umarmte mich und ich ließ es halbherzig geschehen. Ein Kuss. Ein Lächeln. Dann war er verschwunden. Nicht mal für ein »Ich liebe dich.« hatte er sich die Zeit genommen.

Ich stand weitere sieben Minuten an der gleichen Stelle und starrte auf die unveränderte Anzeige. Zum Glück war dies eine Direktverbindung und ich würde keinen Anschlusszug verpassen.

Ich kramte mein Smartphone aus der Tasche und checkte die Seite der Bahn. Doch auch dort fand ich keine Informationen, nur die wenig hilfreiche Aussage, dass das Schneetreiben für Unregelmäßigkeiten sorgte. Klasse. Ich steckte das Telefon wieder in die Manteltasche, blickte noch einmal auf die Anzeige und entschied, dass ich das Risiko eingehen und mir einen Kaffee besorgen würde. In der Mitte des Bahnsteigs befand sich ein Bäcker.

Ich zog den Griff meines Koffers heraus und ging mit schnellen Schritten darauf zu. Nur ein Kunde stand am Tresen und ich wollte nicht riskieren, dass sich Weitere zwischen ihn und mich begaben. Neben ihm stand ebenfalls ein Koffer. Er trug einen schwarzen Parka mit Fell an der Kapuze und große Kopfhörer auf den Ohren. Sein Haar war dunkel, wellig, dicht. Wie von …

Er nahm die Kopfhörer von den Ohren, als die Verkäuferin mit einem entschuldigenden Lächeln durch eine Tür hinter dem Tresen trat. »Was darf's denn sein?«

»Einen großen Cappuccino mit Hafermilch, bitte.«

Nein! Der Griff meines Koffers glitt mir aus der Hand und fiel mit einem lauten Knall auf den Boden. Die Aufmerksamkeit gehörte mir. Ich sah zu Boden, verbrachte mehr Zeit damit, den Koffer wieder aufzustellen, als nötig gewesen wäre, und sah dann auf. Ich wünschte mir, dass mein Blick gefasst wäre, doch ich spürte die Hitze in meinen Wangen und meine Zunge verbog sich, als ich versuchte, »Hi«, zu sagen.

»Nina.« Rafael sah mich erstaunt an. Seine Zunge konnte sogar zwei Silben über seine Lippen schubsen. Und er lachte. Und dann zog er mich ohne Vorwarnung in eine feste Umarmung. »Was machst du denn hier?« Er wandte sich an die Verkäuferin. »Machen Sie zwei Cappuccino draus und packen Sie zwei Zimtschnecken dazu.« Fragend sah er zu mir. »Oder wolltest du etwas anderes?«

Ich schüttelte den Kopf, hatte für einen Moment ein Bild von selbstgebackenen Zimtschnecken auf dem Wohnzimmertisch meiner Eltern im Kopf. Dahinter stand ein der unperfekten Weihnachtsbäume, die mein Vater, Rafael und ich jedes Jahr an meiner Mutter vorbeigeschmuggelt hatten. Ich roch fast die Tannennadeln und den Kakao, den wir statt Cappuccino getrunken hatten. »Nein, das passt schon.« Zumindest konnte ich wieder sprechen.

Rafael bezahlte die Bestellung durch ein Tappen mit seiner Uhr und sah dann wieder zu mir. »Also, was machst du hier?«

»Ähm.« Ich deutete auf die Anzeigetafel. »Ich warte auf meinen Zug.«

Er hob die Augenbrauen. »Welchen Zug?«

»Den, der nicht kommt.«

»Auf den warte ich auch.«

»Was?«

Seine Miene war ausdruckslos. Oder wollte ich nur nicht sehen, was sie offenbarte? »Es sieht so aus, als würden wir auf denselben Zug warten.«

Ich atmete tief durch.

»Wo willst du denn hin?«

»Ich fahre zu so einem Seminar.«

Nun runzelte er die Stirn, blickte zu meinem Koffer und dann wieder zu mir. »Was für ein Seminar?«

»Es ist für Unternehmensberater. So ein Workshop. Er geht drei Wochen und der Veranstalter verspricht, dass …«

»… er Unternehmensberater ausbildet, die tatsächlich etwas für ihre Kunden tun. In weihnachtlich-winterlicher Atmosphäre. Mit Glühwein und Plätzchen.«

Meine Augen weiteten sich. »Woher …?«

»Ich schätze, wir haben dasselbe Seminar gebucht.«

Ich schüttelte abwehrend den Kopf. »Nein.«

»Na, besonders begeistert bist du darüber ja nicht gerade.« Er wirkte amüsiert und ich verstand nicht, warum er nicht verstand, dass ich das überhaupt nicht lustig fand. Und erst recht nicht, warum er es lustig fand.

Eine Lautsprecheransage rettete mich. Sie wies uns darauf hin, dass unser Zug in wenigen Minuten einfahren würde.

»Ist das eurer?«, fragte die Verkäuferin durch all meine Gedanken hindurch.

Ich nickte hektisch und sah zweifelnd zur Kaffeemaschine.

Die Verkäuferin zwinkerte mir zu. »Keine Angst, der ist rechtzeitig fertig.«

Die Lautsprecheransage wurde ergänzt. »Aufgrund technischer Besonderheiten wurde die Wagenreihenfolge geändert. Leider konnten die Sitzplatzreservierungen nicht beibehalten werden. Passagiere mit Reservierung haben jedoch Vorrang gegenüber jenen ohne.«

Die Verkäuferin drückte Deckel auf unsere Becher und lächelte uns freundlich zu. »Danke euch. Habt eine gute Fahrt und schöne Weihnachten.«

»Danke, dir auch«, sagten wir fast zeitgleich und eine Gänsehaut überzog meinen Körper. Ich wollte nicht, dass wir etwas gleichzeitig taten. Ich wollte überhaupt nicht, dass wir etwas gemeinsam taten. Schon gar nicht stundenlang im gleichen Zug sitzen oder drei Wochen am selben Seminar teilnehmen. Kurz vor Weihnachten.

»Hast du eine Sitzplatzreservierung?«

Ein Hoffnungsschimmer durchfuhr mich. »Ja, in der ersten Klasse.« Es war unwahrscheinlich, dass Rafael sich die erste Klasse leistete. Selbst wenn er es inzwischen vielleicht konnte, er würde es nicht tun.

Aber unmöglich war es nicht. »Ich auch.« Er reichte mir meinen Becher, griff seinen Koffer und ging voraus zur Bahnsteigkante.

Ich folgte ihm, auch wenn es dafür keinen Grund gab. »Warum?«

»Warum, was?«

»Warum fährst du erste Klasse?« Ich bereute meine Frage sofort. Noch mehr, als mich sein verächtlicher Blick traf. Er antwortete nicht.

»Ich frag ja nur.«

»Nein, du mutmaßt.«

Wut stieg in mir auf und ich funkelte ihn an. »Nein, ich hoffe.«

Nun wirkte er verletzt. »Ich kann mich woanders hinsetzen, Nina. Keine Angst, ich werde dich nicht belästigen.« Ohne ein weiteres Worte ging er den Bahnsteig entlang von mir weg. Und so sehr ich gewollt hatte, dass er nicht hier war, war ich nun enttäuscht, dass er ging.

»Danke für den Kaffee«, rief ich ihm hinterher, doch entweder hörte er mich nicht oder er ignorierte mich. Verdammt.

Der Zug fuhr ein und ich versuchte, herauszufinden, in welcher Richtung der Wagen der ersten Klasse zu finden war. Ich fand keinen Hinweis darauf und entschied deshalb, in die Richtung zu gehen, die mich von Rafael wegbrachte. Es war die richtige Entscheidung, denn gleich der nächste Waggon war der, den ich suchte. Um zehn Uhr morgens war der Zug nicht voll und ich fand sofort einen Sitzplatz an einem Tisch am Fenster, an dem jeweils nur eine Person Platz hatte. Eine Frau half mir, meinen Koffer in der Gepäckablage zu verstauen, und ich ließ mich in dem weichen Sitz nieder.

Okay, Zeit zum Durchatmen. Zeit, wieder zurück zu mir zu kommen. Zeit, Rafael zu vergessen und an Marcus zu denken. Doch auf den war ich ja mal wieder auch nicht besonders gut zu sprechen. Keine Männergedanken also.

Ich stellte meinen Rucksack auf meinen Schoß und zog das Buch heraus, das ich mir für die Fahrt gekauft hatte. Eines, das gerade auf Platz eins der Bestsellerlisten gelandet war. Das Selbstwert-Prinzip von ANDREA WiLK. Als ich die ersten Zeilen las, setzte der Zug sich in Bewegung. Die Frau, die mir geholfen hatte, setzte sich mir gegenüber und ich stellte entsetzt fest, dass ich nun rückwärts fuhr. Ich hatte mich in all der Aufregung für den falschen Platz entschieden und würde nun sechs Stunden so verbringen müssen. Hoffentlich stieg sie vor mir aus und ich konnte ihren Platz einnehmen.

Vor dem Fenster zogen zunächst der Bahnsteig und dann die Stadt vorbei. Der graue Beton war von einer weißen Schicht

bedeckt und ich wunderte mich, dass der Zug überhaupt fuhr. An den Fenstern und Balkonen leuchteten Lichterketten, obwohl man sie bei Tageslicht kaum sah. Weihnachten stand vor der Tür und ich fühlte mich überhaupt nicht danach. Früher war der Dezember ein magischer Monat gewesen. Selbst in den ersten Jahren unserer Ehe hatten Marcus und ich fast jeden Abend auf einem anderen Weihnachtsmarkt in der Stadt verbracht, gemeinsam Plätzchen gebacken und schon am ersten Advent einen Baum aufgestellt. Wie so vieles hatte sich auch das geändert.

Daran wollte ich nicht denken. Ich wollte nicht an das denken, was alles nicht so funktionierte, wie ich es mir wünschte. Die nächsten drei Wochen würde ich hoffentlich im Winterwunderland verbringen und neue Impulse für meinen Job bekommen. Und vielleicht tat Marcus und mir der Abstand gut. Vielleicht war es genau das, was wir brauchten, um aus dem Alltagstrott herauszukommen. Ich lehnte den Kopf an das weiche Kissen und schloss die Augen. Sofort tauchte Rafaels Gesicht hinter meinen Lidern auf. Er hatte sich kaum verändert. Ein paar kleine Fältchen um seine Augen zeugten davon, dass er noch immer viel lachte. Er trug die exakt selbe Frisur wie vor fünfzehn Jahren, als wir mit vierzehn gemeinsam seine schulterlangen Haare auf Ohrlänge gekürzt hatten, und er roch auch noch genau wie damals.

Ich riss die Augen wieder auf und richtete den Blick auf das Buch. Ich hatte noch nicht einmal die Widmung gelesen. Doch mein Gehirn schaffte es nicht, die Zeilen in Bilder zu verwandeln, die stark genug waren, die Episode auf dem Bahnhof zu verdrängen. Wie konnte es möglich sein, dass wir auf das gleiche Seminar fuhren? Mit demselben Zug.

Sicher, wir arbeiteten beide als Unternehmensberater und wir hatten beide den Anspruch, den Unternehmen, die wir berieten, einen echten Mehrwert zu bieten, der weit über

Umsatzsteigerungen hinausging. Und ja, wir wohnten in der gleichen Stadt und hatten uns immer darüber aufgeregt, wenn die Leute so lange Strecken mit dem Auto zurücklegten. Und dennoch … Der Zufall war einfach zu groß.

Ob ich Marcus davon erzählen sollte? Ich musste es zwangsläufig tun, denn es fühlte sich an wie ein Vertrauensbruch, wenn ich ihm auch das verschwieg. Doch jetzt? Vielleicht sollte ich warten, bis wir angekommen waren und wussten, wie das Seminar ablaufen würde. Vielleicht gab es verschiedene Gruppen und Rafael und ich würden uns nicht über den Weg laufen. Außerdem hatte Marcus keine Zeit für solche Dinge. Er arbeitete an einem wichtigen Fall, der ihn seit Wochen vollständig einnahm. Ich wollte seine Konzentration nicht auf ein Thema lenken, das kaum Relevanz hatte. Zumindest hatte er keine Ahnung, dass es Relevanz haben könnte.

Denn ich hatte ihm nie erzählt, warum Rafael unsere Hochzeit vorzeitig verlassen hatte. Und er wusste auch nicht, warum wir uns danach nicht mehr gesehen hatten.

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »Wenn der Schnee fällt« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen **Bei Amazon kaufen**

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© A.D. WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.